Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der ...

Johannes Geffcken

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

nunmehr schon über 600 Bändchen umfassend, sucht seit ihrem Entstehen dem Gedanken zu dienen, der heute in das Wort: „Freie Bahn dem Tüchtigen!" geprägt ist. Sie will die Errungenschaften von Wissenschaft, Kunst und Technik einem jeden zugänglich machen, ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Sie bietet wirkliche „Einführungen" in die Hauptwissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Laien, wie sie den heutigen methodischen Anforderungen entsprechen. So erfüllt sie ein Bedürfnis, dem Skizzen, die den Charakter von „Auszügen" aus großen Lehrbüchern tragen, nie entsprechen können; denn solche setzen vielmehr eine Vertrautheit mit dem Stoffe schon voraus.

Sie bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine Bücherei zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Jedes der meist reich illustrierten Bändchen
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jedes Bändchen geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50
Hierzu Teuerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen

Leipzig, im Juli 1918. B. G. Teubner

Jedes Bändchen geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50

Zur Religion

sind bisher erschienen:

Grundfragen der Religion

Einführung in die Theologie. Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Konsistorialrat Lic. Dr. P. Kalweit. 2. Aufl. (Bd. 225.)

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Pfarrer Dr. A. Pfannkuche. 2. Auflage. (Bd. 141.)

Das Heilige Land

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 260.)

Zum Alten Testament

***Das Alte Testament, seine Geschichte und Bedeutung.** Von Prof. Dr. P. Thomsen. (Bd. 669.)

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 3. Auflage. Von Prof. Dr. A. Bertholet. (Bd. 52.)

Zum Neuen Testament

Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Divisions-Pfarrer Prof. Liz. A. Pott. 2. Aufl. Mit Tafeln. (Bd. 134.)

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Kirchenrat D. P. Mehlhorn. 2. Auflage. (Bd. 137.)

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zum quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Professor D. Dr. H. Weinel. 4. Auflage. (Bd. 46.)

***Die Bergpredigt.** Von Prof. D. Dr. H. Weinel. (Bd. 710.)

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Professor Dr. E. Vischer. (Bd. 309.)

Zur Geschichte des Christentums

Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. Von Prof. D. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297/98, auch in 1 Bd. gebd.)

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)

***Vom Urchristentum zum Katholizismus.** Von Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. (Bd. 690.)

Martin Luther und die deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. 2. Auflage. Mit 1 Bildnis. (Bd. 515.)

Jedes Bändchen geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50

Zur Geschichte des Christentums

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. 2. Aufl. (Bd. 247.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Professor Dr. H. Boehmer. 4. Auflage. (Bd. 49.)

Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pastor Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

Zur Religion der Gegenwart

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. 3. Auflage. (Bd. 66.)

Henri Bergson, der Philosoph moderner Religion. Von Pfarrer Dr. E. Ott. (Bd. 480.)

Die evangelische Mission. Geschichte. Arbeitsweise. Heutiger Stand. Von Pastor S. Baudert. (Bd. 406.)

Allgemeine Religionsgeschichte, insbes. außerchristliche

*__Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte.__ Von Prof. D. Dr. K. Beth. (Bd. 658.)

Mystik in Heidentum und Christentum. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. 2. Aufl. Vom Verfasser durchges. Übersetzung von Anna Grundtvig, geb. Quittenbaum. (Bd. 217.)

Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)

Untergang der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)

Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Professor Dr. K. Th. Preuß. Mit 9 Abbildungen. (Bd. 452.)

Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Geh. Rat Prof. Dr. K. Bezold dargestellt von Geh. Hofrat Prof. Dr. Fr. Boll. Mit 1 Sternkarte und 20 Abbildungen. (Bd. 638.)

Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. R. Pischel. 3. Auflage, durchgesehen von Professor Dr. H. Lüders. Mit 1 Titelbild und 1 Tafel. (Bd. 109.)

*__Religion und Philosophie im alten Orient.__ Von Professor Dr. E. v. Aster. (Bd. 521.)

Die Religion der Griechen. Von Professor Dr. E. Samter. Mit einem Bilderanhang. (Bd. 457.)

*__Hellenistisch-römische Religionsgeschichte.__ Von Hofprediger Lic. A. Jacoby. (Bd. 584.)

Germanische Mythologie. Von Professor Dr. J. v. Negelein. 2. Auflage. (Bd. 95.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

54. Bändchen

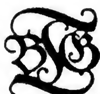
Das Christentum
im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt

Studien und Charakteristiken aus seiner Werdezeit

von

Johannes Geffcken
o. ö. Professor in Rostock

Dritte, völlig umgearbeitete Auflage
9.-13. Tausend



Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920

Der Universität Rostock

zum Feste ihres 500jährigen Bestehens

gewidmet

Vorbemerkung.

Zur dritten Auflage dieser Schrift habe ich nur ganz wenig zu bemerken. Die Arbeit hat durch die fortgesetzte Erweiterung meiner religionsgeschichtlichen Studien, namentlich über den Ausgang des antiken Heidentums, eine völlige Neugestaltung, die sich auch im neuen Titel ausspricht, erfahren; vieles ist gestrichen, vieles neu hinzugefügt worden. Selbstverständlich habe ich mich dabei nicht gescheut, manches aus meinem zukünftigen Werke über dieses Thema, resp. aus meinem darüber vorläufig unterrichtenden Artikel in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1918, wörtlich zu entnehmen, wenn es mir dem Zwecke der vorliegenden Schrift zu entsprechen schien. — Polemik habe ich fast ganz unterdrückt, namentlich aber von allem abgesehen, was etwa Angehörige anderer Konfessionen hätte verletzen können. Auch die ernsten, fast durchweg vornehm gehaltenen Rezensionen, die die zweite Auflage meines Buches durch Katholiken erfahren hat, und der freundliche Verkehr, der mich mit einigen katholischen Gelehrten und höheren Geistlichen verbindet, machten mir diese Haltung zur Pflicht. — Studien bleiben diese meine Betrachtungen nach wie vor. Ich denke nicht daran, ein Ganzes geben zu wollen, es genügt mir, hier einzelne Bilder aus dem Leben und Lebenskampf des alten Christentums zu entwerfen.

Rostock, im Oktober 1919.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die religiös-philosophische Kultur der griechisch-römischen Welt beim Eintritt des Christentums.

Einleitung.

Die Erfolge der historischen Wissenschaft brechen sich sehr langsam Bahn, es bedarf oft eines Menschenalters, ehe ein solches Ergebnis sich in weiteren Kreisen durchsetzt. So ist auch heute noch vielfach die Meinung verbreitet und wird immer wieder im Religionsunterricht zu beweglichem Ausdrucke gebracht, daß, „als die Zeit erfüllet ward“, eine glaubenslose, skeptisch durchseuchte, an sich selbst verzweifelnde Welt das Heil empfangen, vor ihrer Sünden beängstigender Fülle Zuflucht bei dem geoffenbarten Gotte gesucht und gefunden habe. Die römisch-griechische Welt, so verkündet man noch oft strafenden Tones, hatte völlig abgewirtschaftet, hatte sich gewissermaßen selbst in Bankerott erklärt. Die Altäre waren verlassen, der Augur lachte den Augurn aus, die unglaublichsten Laster triumphierten ungehemmt allerorten, Rom war ein Babel der abscheulichsten Verbrechen, und wenn die Griechen auch vielleicht nicht ganz so verderbt wie die Römer waren, so taten sie doch nichts, sondern schlugen den Tag mit philosophischem Geschwätze tot, so wie Paulus dieses Volk in Athen fand. Die Wissenschaft hat mit diesen bequem verallgemeinernden Sätzen, mit jener erhabenen teleologischen Anschauung nichts zu tun und wird mit Recht immer mehr ihr Bestreben darauf richten, unter Vermeidung aller anspruchsvollen Schlagworte jede geschichtliche Erscheinung für sich herauszuarbeiten und aus der Summe der so gewonnenen Ergebnisse größere Erkenntnisse abzuleiten; sie wird aber stets auch bei der Ziehung des Resultates ins Auge fassen müssen, daß selten das Exempel völlig auf-

geht, daß den Geist der Zeiten wirklich zu deuten oft alle rückwärts gekehrte Prophezeiung versagt.

Ich will daher hier nur in aller Schlichtheit einige Faktoren zusammenstellen, die einem über diese Zeit aus eigenem Quellenstudium nicht unterrichteten Leser zeigen, welche Bestrebungen dieser Epoche das Christentum vorfand, welchen sie entsprach, welche sie bekämpfen mußte. Von Christus' Persönlichkeit und Wirkung selbst, von den Evangelien und Ähnlichem soll indessen dabei nicht die Rede sein; vieles ist ja auf diesem Gebiete noch so strittig, vieles noch immer einem erbitterten und auch verbitternden Kampfe unterworfen. Auf dem Boden jedoch, dessen Kenntnis ich hier weiteren Kreisen vermitteln möchte, wo die Quellen ja auch reichlicher fließen, je weiter wir von der Person Christi selbst abrücken, läßt sich zu weniger umstrittenen Ergebnissen gelangen.

Die Erforschung dessen, was Herz und Sinn der Menschen um die Wende unserer Zeitrechnung bewegte und erfüllte, zeigt uns das Bild einer dem Religiösen in jeder Form wie überhaupt der Vertiefung des inneren Wesens zugewandten Epoche. So allgemein ist dieser Trieb, daß er auch bei ganz oberflächlichen und leichten Geistern, z. B. bei dem frivolen Dichter Ovid, der nach stoischer Weise von dem Gotte in uns, dem uns entzündenden Triebe spricht, lebendigen Ausdruck gewinnt. Aber dazu hat es einer langen Entwicklung bedurft, Jahrhunderte sind vergangen, ehe diese Stimmung die herrschende, wenn auch nicht die einzig vorhandene wurde. Werfen wir einmal einen Rückblick auf diese Zeit des Werdens.

1. Die Gottesidee im griechischen Altertum.

Herodot, dem wir so manche tiefe Erkenntnis verdanken, hat einmal den Satz ausgesprochen, Homer und Hesiod hätten den Griechen ihre Götterwelt geschaffen. Es war ein eigenartiger Gewinn, den die Hellenen mit dieser Gabe empfingen; zugleich mit unmeßbaren dichterischen und kulturellen Werten erhielten sie höchst zweifelhafte religiöse. Diese durchaus weltliche Epik Homers mit ihren sich wenig göttlich benehmenden, ja oft tief unter dem menschlichen Sittenstand sich bewegenden Göttern, diese Theogonien Hesiods und seine Schilderung von Zeus' ungerechtem

Zwist mit Prometheus fanden denn auch bald genug Widerspruch. Priester und Propheten, z. T. unter dem Namen der Orphiker, haben bereits vom 8. Jahrhundert an den Einfluß beider Dichter bekämpft und ihre religiösen Gebilde an die Stelle jener Schöpfungen gesetzt. Neue Götterlegenden gehen hervor aus den privaten Kulten dieser dem Orient entstammenden Religion der Offenbarung[1]), man erklärt Homer und Hesiod als Fälscher, mit den Vorstellungen des ionischen Sängers vom Hades werden Bilder von büßenden Sündern in der Unterwelt verbunden, ja eine Apokalypse der orphischen Sekte führte unter diesen Büßern selbst Homer und Hesiod auf.

Gefolgt sind in diesem Kampfe gegen die Götter der Dichtung die Philosophen, voran Denker ionischen Stammes und danach Platon. Sie stellten die unglaubliche Sittenlosigkeit und namentlich auch die menschenähnliche Schwäche und Hinfälligkeit der homerischen Götter ins Licht, sie fanden, daß diese nie und nimmer Vorbilder für arme, hilfsbedürftige Sterbliche zu sein vermöchten, daß zu solchen Wesen kein Gebet aus frommen Menschenherzen emporsteigen könne. Und dazu bekämpfte man schon in diesen Kreisen nachdrücklich die Verehrung der Gottheit im Bilde. Aber nicht nur die Philosophen des 6. bis 4. Jahrhunderts v. Chr. suchen so mit mannigfachen Argumenten, die später immer wiederholt, ja, bis in die letzten Zeiten des Altertums, bis zum Ekel häufig abgedroschen worden sind, Homers lichte Welt, daneben auch den dumpfen Glauben der Masse zu zerstören, sondern auch die Dichtung nahm an diesem Kampfe teil: Euripides, der größte Melancholiker des im Grunde so pessimistischen Hellenenvolkes, hat auf der Orchestra Athens den Kampf gegen die Götter Griechenlands weitergeführt. Anders ist dagegen die Komödie zu beurteilen. Ihre Götterburlesken atmen keine Frivolität, sondern sind rein naiv wie die zuweilen ähnlichen Szenen mittelalterlicher Mysterien. — Auf der anderen Seite stehen nun die Anwälte Homers und der nach ihm sich orientierenden Dichter. Sie erkennen dunkel einen Teil des Richtigen, sie ahnen, daß die Begleiterscheinung des homerischen Gottes, also z. B. Blitz und Donner bei Zeus, einen Teil seines Wesens ausmacht, ja viel-

1) Vgl. darüber unten S. 31.

leicht ursprünglich dieses selbst war, daß nicht selten ein Gebilde der Religion ein unvollkommener Hilfsausdruck für eine Äußerung der Natur gewesen ist. Aber sie verallgemeinern zu schnell, und so lösen sie denn alles und jedes, was an der homerischen Götterwelt mißfällt, allegorisierend in Meteorologie auf, oder deuten die Himmlischen als Begriffe. Da nun ein eigentümlicher Zusammenhang der Dinge den Unsinn, wenn er nur Methode hat, ebenso plausibel erscheinen läßt wie die Schlüsse der Wahrheit, so hat dieses System eine unglaublich zähe Lebenskraft behauptet.

In den lebensvollen, tatenreichen Jahrhunderten Athens, auf dessen Boden diese Kämpfe sich zum Teil abgespielt haben, brachte der rollende Tag so viel des Neuen, schuf der Denker und Dichter eine solche Menge verschiedener Werte, daß man den eben kurz skizzierten religiösen Fragen nur vorübergehend leben konnte. Anders wird es, als Athens Selbständigkeit verkümmert, als die Flotten aussendende, Kriege führende Stadt, von ihrer wirtschaftlichen Höhe durch die Hauptstädte der Diadochenreiche mit ihren unterschiedslosen, nur dem Erwerbe lebenden Massen herabgestoßen, allmählich sich zur stillen Philosophenstadt entwickelt. In jenen Königsstädten lebt nun die Wissenschaft, in Athen fast allein die Philosophie. Das ist ein gefährlicher Riß, der das geistige Leben der Griechen gespalten hat. Denn wenn auch der Mann der Wissenschaft nicht ohne philosophische Bildung bleibt, ja später, oft zum Schaden seines Faches, sich besonders gern mit dem Titel des Philosophen schmückt, so ist eine aprioristische Philosophie ohne die stete Unterstützung der voraussetzungslos arbeitenden, ihr immer wieder neue exakte Ergebnisse zuführenden Wissenschaft doch bedenklich und des Ruhmes der „Königin der Wissenschaften" unwürdig. Gewiß, noch immer hat das Buch der Philosophie in jener Zeit ein besonderes Kapitel „Naturkunde", aber dieses verkümmert doch sehr zugunsten der anderen Interessen, und nur noch ein einziges Mal, dicht vor der Wende unserer Zeitrechnung, hat ein letzter großer Philosoph, Poseidonios, das gesamte Wissen seiner Zeit, besonders auch die Naturwissenschaft, beherrscht und erweitert. Dann aber versiegt der Trieb, im Reiche wissenschaftlicher Erkenntnis neue Höhen zu gewinnen, auf zwei Jahrhunderte.

Im Vordergrunde der philosophischen Interessen steht nun die Ethik und die Religion, oder, wenn man so will, die Theologie. Fassen wir zunächst diese ins Auge. Mit dem Ende des 4. Jahrhunderts beginnen die Kämpfe und Auseinandersetzungen, die, durch Jahrhunderte fortgeführt, endlich auch Verwertung durch das Christentum gefunden haben. Wie weit diese Bewegung damals gewirkt hat, mit welchem Interesse die Atmosphäre der Zeit gesättigt war, lehrt uns besonders ein Stück aus der Unterhaltungsliteratur des 3. Jahrhunderts kennen. In einer Art von Reiseroman hatte Euhemeros, in Anlehnung an frühere rationalistische Erklärungen ägyptischer Götter, erzählt, daß er auf einer alten Inschrift die Taten der Götter als Taten alter Könige aufgezeichnet gefunden habe, und diese Könige sich dann später selbst für Götter erklärt hätten. Sah man nun damals in der Diadochenwelt die Konsekration verstorbener Könige, ja die Göttlichkeitserklärung lebender, so ergänzte oder entschuldigte gewissermaßen hier eins das andere: der Vergöttlichung des Menschen brach die Vermenschlichung des Göttlichen die anstößige Spitze ab.

2. Der Kampf der Philosophen um die Volksgötter.

Aber das ist nur eine Wellenbewegung an der Peripherie; dringen wir nun ins Zentrum dieses Wesens. In Athen wird jetzt die große Frage: Sind Götter und welche? Ist ein Gott, und was sinnt er? mit wissenschaftlichstem Ernste erörtert. So wird die als die gottesfürchtigste der antiken Welt anerkannte Stadt zum Schauplatze eines langwierigen und hartnäckigen Streites, der mit vielem alten, aber auch manchem neuen Rüstzeug ausgefochten wird, und von dem wir hier deswegen einiges hören müssen, weil, wie schon oben bemerkt, das spätere heidnische und christliche Altertum von den hier vorgebrachten Argumenten noch lange gezehrt hat. Die Anhänger Epikurs, desselben Philosophen, dessen Name später als Symbol aller schnöden Genußsucht mißbraucht worden ist, eröffneten ihren Feldzug gegen die Volksgötter der Griechen. Zunächst hielten sie sich über deren Schwäche auf. Wenn man auf der Insel Kreta das Grab des Zeus zeige, wenn Asklepios dem Blitzstrahl des höchsten Gottes erliege, Dionysos zerrissen und wieder zusammengeflickt werde,

wenn Ares und Aphrodite von Menschenhänden verwundet, wenn Herakles dienstbar werde, wo bleibe da noch der Götter Kraft und Heiligkeit? Wie unwürdig ferner, wenn die Gottheit stets ein Amtssymbol mit sich herumschleppe, einen Bogen, einen Schmiedehammer, einen Spiegel! Wie soll man sich denn auch diese Wesen vorstellen: läuft Apollon immer mit glatten Wangen umher, hatte der Schmiedegott Hephaistos immer seinen Hinkefuß? Von Zeus' Söhnen ist die ganze Welt erfüllt worden; der oberste Herr des Himmels scheute sich nicht, aus Liebe bald ein Stier, bald ein Schwan, bald ein Adler zu werden. Leben ferner diese Götter nicht stets im Streit? Im Troischen Kriege schlagen sie rücksichtslos aufeinander ein, im hohen Olymp droht Zeus sie an die Wand zu werfen, und wenn seine Gemahlin etwas durchsetzen will, so betrügt sie ohne jeden Skrupel den Gatten. Und diese ärmlichen Geschöpfe wollen die Menschen die Kunde der Zukunft lehren! Läuft nicht der Orakelspender Apollon der Daphne nach, ohne zu ahnen, daß sie sich gleich in einen Lorbeerstrauch verwandeln wird? Solcher Götter Schwäche ist eine Selbstverdammung, solcher Götter böses Beispiel verdirbt die Menschen, die durch ihre Verehrung sich nur der Gottlosigkeit schuldig machen. Allerdings kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es wirklich Götter gibt, und es ist unrichtig, den Freigeist zu spielen, wenn das Volk der Gottheit Feste feiert, aber ob sie uns helfen kann und will, ob sie sich überhaupt um uns kümmert, das ist mehr als fraglich. — Vor allem aber wollen die Epikureer die unter dem Aberglauben schwer leidende Menschheit beruhigen. Träume, Orakel, Besessenheit sind nicht göttlicher Natur, sondern entstammen den körperlichen Zuständen der Menschen; auch die Tiere empfinden ja ähnliche, zuweilen schwerere Beunruhigungen. Vollends sollen die Götter selbst uns nicht schrecken; Torheit ist es, beim Gedanken an den Tod sich jene als strafende Totenrichter vorzustellen.

So dachten die Epikureer, und ihr Denken war ernst und wirkungsvoll. Aber für das griechische Empfinden konnte diese reine Negation nicht genügen. Seiner Sehnsucht nach dem Anschluß des Menschen an eine Gottheit entsprach nun wenigstens zum Teil die Lehre der Stoa. Freilich geben auch die Stoiker zu, daß die Götter der Dichter, die sich ja schwerer Gesetzesverletzung schuldig

machen, ein Nichts sind. Aber es gilt, sie richtig zu verstehen. Diese Mythen haben ihre tiefere, allegorische Bedeutung. Zeus ist nicht der Verführer sterblicher Weiber, sondern er ist die alles ordnende Weltvernunft, der sogenannte Logos (der ja nach mannigfacher Umgestaltung noch im Prolog des Evangeliums Johannis wiederkehrt), Zeus ist die Seele des Alls. So bedeutet denn Ares den Krieg, Hephaistos das Feuer, Hera die Luft, Apollon die Sonne, Artemis den Mond. Wenn also die Götter im Olymp sich mit Zeus herumschlagen, so ist dies nichts als der Kampf der Elemente miteinander, wenn Hephäst durch den Götterkönig aus dem Olymp auf die Erde geschleudert wird, so versteckt sich darin nur die Tatsache von der Herabkunft des Feuers auf die Erde, wenn Ares, von Athene verwundet, laut aufschreit, so ist das nichts als das ungeordnete, rohe Barbarenheer, das im Kampfe viel Getöse macht, und schließlich, wenn Ares und Aphrodite sich vereinigen, so haben wir darin nur den Bund zwischen Streit und Liebe zum Zwecke der Harmonie zu erkennen. — Dieser allegorische Rationalismus, dergleichen, obschon in veränderter Form, auch die christliche Nachwelt erlebt hat, war aber nur Außenwerk der stoischen Lehre und konnte das religiöse Bewußtsein nicht ganz ausfüllen. Die Hauptsache für die Stoa ist der Glaube an die Vorsehung, eine Überzeugung, die in dieser Form, unterstützt durch die gleichen Gründe, im Rationalismus des 18. Jahrhunderts wiederkehrt. Der Stoiker sah sich im Weltall um und fand alles dort wunderbar bestellt. Nach ewigen Gesetzen vollzieht sich der Umschwung der Gestirne, und sie alle dienen der Welt der Menschen in verschiedenster Weise. Also muß hinter dieser wunderbaren Ordnung doch eine bewegende Kraft stehen. Wenn Barbaren einen rotierenden Globus mit den um ihn kreisenden Sternen erblicken, so erfüllt sie doch sicher Staunen über diese Leistung des menschlichen Verstandes: und wir sollten glauben, das Firmament rolle sich ab, seelenlos, urheberlos? Treten wir doch hinein in ein Gymnasium, das nach einheitlichem Plane sein Tagewerk vollendet, suchen wir eine wohlregierte Stadt auf, sehen wir ein Schiff fahren: und wir sollten annehmen, daß alles dies von selbst geschehe? Überall auf der Erde ist der Zweck des Ganzen erkenntlich; für die Erhaltung und den äußeren Schutz der Tiere ist aufs beste gesorgt, sie sind gegen

alle Unbilden der Natur bewahrt, sie haben Waffen; die Bestimmung aber der Tierwelt ist — dies stammt aus beträchtlich älterer Lehre — der Nutzen des Menschen. Und er selbst nun — auch diese Anschauung ist nicht neu — wie künstlich und fein ist er bereitet! Jeder Körperteil hat seinen besonderen Nutzen, seine eigenartige Bestimmung, ja auch seine individuelle Schönheit. Ist somit das menschliche Äußere tadellos eingerichtet, dienen uns die Tiere, verkündet uns der Lauf der Gestirne den Willen des Schicksals, so ist doch wohl klar, daß diese ganze große Natur sich um den Menschen als ihr Zentrum bewegt, daß er ihr letzter Endzweck ist. Diese Natur aber ist Gott, dem die Teilgewalten, Gestirne und Elemente untertan sind.

Diese großartige und für unendlich viele Menschen beseligende pantheistische Philosophie fanden die Epikureer nun zum besten Teile lächerlich. Die allegorischen Götter der Stoa bedünkten sie phantastische Wahngestalten; ein Licht- oder Feuergott, meinten sie, könne niemanden vor einer bösen Tat bewahren. Die stoische Vorsehung, die das All durchflutende Gottheit, ist den Epikureern eine Art von alter Tante, die überall neugierig ihre Nase in Dinge hineinsteckt, die sie nichts angehen. Dieser stoische Gott kommt ja auch gar nicht zur Ruhe, wenn er immerfort für so viele Dinge sorgen soll. Ein Zweck ist überhaupt gar nicht ersichtlich; oder könne man irgendeinen erdenkbaren Nutzen in der Existenz z. B. des Ungeziefers finden? Wo ist denn eigentlich auch Gott vor der Erschaffung der Welt gewesen? — Während nun so die Epikureer der Stoa zu Leibe gingen, hatte sich in einer skeptischen Richtung der platonischen Schule ein neuer mächtiger Feind gegen diese erhoben. Die Skeptiker, geführt von Karneades, wollen zwar von den Epikureern nicht viel wissen, aber ein wenig fahren sie doch in ihrem Gleise. Sie stellen, nicht etwa rein negativ, nur um die Stoa zu bekämpfen, sondern um wirklich die Wahrheit oder wenigstens einen Teil davon zu gewinnen, das Prinzip gänzlicher Voraussetzungslosigkeit auf. Die Schöpfung vorerst läßt nach ihrer Ansicht gar keinen Schluß auf ihre Göttlichkeit zu. Ihre Regelmäßigkeit findet ein Analogon in der Erscheinung der Ebbe und Flut, ja auch in der Regelmäßigkeit der Wechselfieber, hinter denen doch wohl kein Mensch etwas Göttliches sehen wird. Alles dies ist vergänglich, vergänglich ist die

Welt, sind die Gestirne, die Elemente, ein Gott aber kann nicht der Auflösung anheimfallen. Mit den Göttern läßt sich gar nichts anfangen, es gibt so viele, bei denen sich die Entscheidung, ob sie Götter seien oder andere Wesen, verliert, daß man am besten ganz von ihnen absieht; sonst müßte man ja noch womöglich die ägyptischen tiergestaltigen Götter verehren. Die Allegorien aber sind durchaus hinfällig, denn derartiges kann man sich jederzeit ausdenken, da herrscht vollkommene Willkür. Die Kunde der Zukunft ferner, die nach der Stoa von den Göttern stammt, wäre auch kein Glück für die Menschheit: wozu soll man denn vorher wissen, was doch sicher eintrifft? Übrigens ist die Astrologie eitel Schwindel, kein Mensch ist imstande, ein sicheres Horoskop zu stellen. Endlich, wenn es wirklich eine heilige und gerechte Vorsehung gäbe, so würde es doch sicher dem Guten gut, dem Bösen schlecht gehen. Nun aber sehen wir doch hienieden das gerade Gegenteil davon sich vollziehen. Die Edelsten müssen viel leiden, ein Sokrates starb ungerecht; dagegen geht es den Massenmördern, den Tyrannen, den Tempelräubern ganz vortrefflich. Der Glaube an die Götter soll ja damit nicht aufgehoben werden, da aber alle Völker verschiedene Götter haben, da alle Philosophen andere Systeme schaffen, so kommen wir zu keinem bindenden Ergebnis.

Gegenüber diesen scharfsinnigen Fragen hat die Stoa, wenn sie auch notgedrungen einzelne Konzessionen machte, doch an ihrem Standpunkte weiter festgehalten. Wenn es auch etwas wunderlich berührt, daß sie auf jene epikureische Frage sogar den Nutzen des Ungeziefers erkennen will, geradeso wie wieder das 18. Jahrhundert Ähnliches versucht hat, so stellt sie doch immer aufs neue den Gesichtspunkt auf, die Übel seien im letzten Grunde nicht entscheidende Hindernisse der Vorsehung. Die Stoa hat die tapfere Überzeugung, die ja auch in die christliche Anschauung übergegangen ist, die Übel seien die beste Übung des Menschen. Gott verwöhnt eben den Guten nicht, er nimmt ihn für sich in Arbeit; er verzärtelt sein Kind nicht wie eine schwächliche Mutter. Alles Widrige ist im letzten Grunde gut für die, denen es zustößt, besonders aber für das Ganze. Wenn man sich also fragt, warum denn bei einem Erdbeben, warum bei einer Wassersnot so viele Gute mit umkommen müssen, so lautet die Antwort, daß sich

die näheren Gründe unserer Erkenntnis entziehen, daß wir nach ihnen auch nicht fragen sollen: Gott, der das Ganze als ein gerechter Vater im Auge hat, weiß besser als wir kurzsichtigen Menschenkinder, was dem Weltall frommt, und braucht auch diese Elementarereignisse in seinem Sinne zum Nutzen des Ganzen. Geht es aber oft dem Bösen gut, dem Guten übel, so bedenke der Zweifler, daß die Guten und Gott miteinander verwandt sind; die Bösen sind nur seine Haussklaven: laß die lustig und frivol sein, die Kinder des Herrn haben die Aufgabe, sittig und anständig zu leben. Kein Mensch ist unglücklicher als der, der nie ein Unglück erlebt hat; das Geschick sucht sich immer nur die Tapfersten aus. Den Steuermann lernt man im Sturm, in der Front den Soldaten kennen. Die Tugend ohne Gegner stirbt an Schwindsucht. Und wenn man uns vollends das Beispiel des Sokrates, der ungerecht starb, vorhält, so fragen wir dagegen, ob er ein übles Los gefunden hat, als er den Heiltrank der Unsterblichkeit nahm. Nein, das wirkliche Übel ist nur das Böse, aber gerade dieses hält Gott den Guten fern. Die, welche glücklich scheinen, sind oft recht elend, sie gleichen getünchten Wänden. Die Leidenden lehren andere dulden, sie bleiben ihnen ein Muster. Gott kann ja doch auch nicht allein die Bösen strafen; der Wind kann nicht den Guten günstig, den Bösen ungünstig wehen; kein Arzt verweigert ja auch den schlechten Menschen sein Mittel.

So stellte die von rechts und links angegriffene Stoa eine Fülle schöner und konsequenter Sätze den Feinden entgegen und bewies damit ihren hohen Reichtum an unvergänglichem Seelengut. Aber sie betätigt auch ein wissenschaftliches Streben. Die erste und einzige von einem antiken Gelehrten stammende Religionsgeschichte, die des Apollodoros von Athen, reich an unschätzbaren Nachrichten, z. B. auch über die Bilderverehrung, und daher in der Folgezeit gründlich, auch von den Gegnern, benutzt, ist das Werk eines Stoikers. Namentlich aber machte sich der schon genannte Poseidonios zum Anwalt des stoischen Glaubens, den er selbst durch Aufnahme platonischer und aristotelischer Lehren erweiterte. Ein umfassender Geist, umspannt er, wie bemerkt, noch einmal das ganze Wissen seiner Zeit; er war Historiker, und zwar hier mit starker peripatetischer Färbung, Geograph, Astronom und Philosoph; auch von seinem Wissen nährte sich die un-

produktive Folgezeit. Und doch steht er schon auf der Wende zweier Zeitalter, auch in ihm gewinnt der schon lange keimende Trieb seiner Epoche nach dem Mystischen, dem Enthusiasmus Ausdruck. Er beobachtete scharf die Einzelerscheinungen, aber wenn er die Ergebnisse zum Gesamtbilde zusammenfaßte, so ging ihm vor der Herrlichkeit der Welt das Auge über; wenn er den ewigen Wandel der Himmelskörper beobachtete, die Kräfte der Erde erkannte, so ergriff ihn die heiligste Ehrfurcht vor dem Künstler des Werkes, und in begeisterter Rhetorik, die durch die ganze Zeit, auch in den Schriften des jungen Christentums widerhallte, gab er seinen Gefühlen Ausdruck. Ich kann es mir hier nicht versagen, aus einer kleinen Schrift „Vom Weltall", die Poseidonios' Gedanken und Stil widerspiegelt, Mitteilungen über diese fast dithyrambische Stimmung des Philosophen zu machen. Der Verfasser sieht das besondere Wunder der Welt darin, daß sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten, daß sie sich nicht durch den Widerstreit der Elemente aufgelöst hat. Aber diese Elemente sind eben alle von einer die Welt durchwirkenden Harmonie gebunden, und so wird die Eintracht des Ganzen hergestellt. So folgen denn auch in stets sich erneuerndem Wechsel die Jahreszeiten: „Und die Erde, das Haupt sich schmückend mit der Pflanzen Unzahl, von Gewässern durchrauscht, ein Tummelplatz für die Tiere, zeugt, ernährt, bewahrt alles zu seiner Zeit; unzählige Formen bringt sie hervor, unzählige verschiedene Zustände und behält dennoch ihre ewig junge Kraft. Mag Erdbeben sie schütteln, mögen Riesenfluten sie überschwemmen, Feuerbrände einzelne Teile verlodern lassen: alles dient ihr nur zum Guten, schafft ihr ewige Erhaltung." So bleibt das All ohne Schaden, ohne Zerstörung, „von Ewigkeit zu Ewigkeit". Die zusammenhaltende Ursache aber ist Gott. Er ist der König dieses Alls. Als solcher kann er sich natürlich nicht um jede Kleinigkeit kümmern, sondern es geht hier wie am Königshofe der Perser zu, alles läuft von der Hand des einen Beamten in die des andern. Gott thront in der höchsten Himmelssphäre, mühelos lenkt er von dort die Bewegung der irdischen Dinge gleich einem Marionettenspieler. Und wiederum ist Gott gleich einem Chorführer, der den Gesang des Alls beginnt, in den die andern Wesen einstimmen. So bewegen sich denn die Gestirne und alles andere:

„Regen fallen, wenn es nottut, Winde wehen, Tau netzt . . . Und diesem folgen der Ströme Münden, des Meeres Schwall, der Bäume Blühen, der Früchte Reifen, der Lebewesen Dasein, aller Dinge Wachsen, Blühen, Schwinden . . .“ Gott aber, unsichtbar und nur durch Ahnung zu erreichen, nur aus seinen Werken erkennbar, ist, in einem neuen Gleichnis, wie ein Feldherr, der im Lager das Signal gibt, auf daß alles auf seinen Posten eile. Einer ist er, mit vielen Namen genannt, er ist Notwendigkeit, Schicksal, Untrennbarkeit, Sehen; er ist Anfang, Mitte und Ende.

3. Ausgleich der orientalischen und okzidentalischen Götterwelt.

Dieser erhabene Pantheismus, der das Herz auch des Leichtsinnigsten aus den Banden der Lüste, aus dem Strudel der Nichtigkeit emporzureißen vermochte, bot nun auch Raum für die Götter und ihre Vielheit. Wir haben oben gesehen, daß die philosophische Skepsis nicht daran dachte, vollen, praktischen Ernst mit der Bekämpfung der griechischen Götter zu machen. So sehr ferner Vertreter aller Sekten, freilich nicht ohne beredten Widerspruch ihrer Zunftgenossen, in der Verwerfung des Bilderdienstes übereinstimmend, ins Menschenherz den Sitz der Gottheit verlegen, so laut einzelne Stimmen die blutigen Opfer verdammen, es hat im Altertum doch nie einen heidnischen Bilderstürmer, einen Zerstörer der Altäre gegeben. Vollends entthronte ja die Stoa, wie schon bemerkt, die Götter nicht, deren Mythen sie nur im wörtlichen Sinne verwarf, sondern setzte sie um in Naturgewalten und Abstraktionen. Aber damit nicht genug: im Verfolg dieses Denkens gelangte man dazu, die Religionen aller Völker deuten zu wollen. Ergab sich aus dem allgemeinen Glauben die Existenz Gottes überhaupt, so lag diesen polytheistischen Religionen ein Wahrheitsgehalt zugrunde, eine alte Offenbarung, die, jetzt in Mythen und Symbolen zum Ausdrucke kommend, nur dem Sinn des Frommen und religiös Strebenden sich erschließen. So greift denn auch bei den Philosophen der Trieb immer weiter um sich, diese Symbole, diese Bräuche, diese Kultgestalten, sei es nun Ägyptens oder des Orients bis nach Indien, würdigen zu lernen. Apollonios von Tyana unternimmt seine große religiöse Wanderung nach dem Osten, um dessen göttliche Weisheitswunder zu ergrün-

den, und der Philosoph wird zum Theosophen. Von der gläubigen Menge trennt ihn nicht mehr viel; mag sie vor wunderlichen Götzen knien, in wilden Orgien toben: er blickt verständnisinnig dieses Wesen mit an und kann in höherem, reiferem Sinne sich daran beteiligen. Er verehrt Gott im letzten Grunde auf andere Weise, er betet ihn am Altar des Innern an, aber dem Volke rät er, am väterlichen Brauche, der Ausdrucksform uralt-heiliger Offenbarung, festzuhalten. So bilden die heidnische „Kirche" und die Gemeinde der Denker eine Einheit; Glauben und Wissen gehen ineinander über.

Und gewaltig war schon die Zahl der neuen Götter, die nach der Erschließung der ganzen Mittelmeerwelt durch Alexander Einlaß zum Kulte begehrten. Da waren die ägyptischen, die thrakischen Gottheiten, die des nahen und fernen Ostens. Sie alle fanden Aufnahme in den Hellenenländern und in Rom. Namentlich war es der Mithrasdienst, der eine ungeheure Verbreitung genoß. Als diese Kulte eindrangen, geschah wieder das, was immer solch religiöses Werden charakterisiert; es fanden Angleichungen an die alten griechischen Götter statt, wie ja auch die Römer die Götter Griechenlands schon frühe ihren Feld-, Wald- und Wiesengöttern assimiliert hatten.

Eine große Bewegung ist immer das Ergebnis der verschiedensten Impulse, und selten vermag der Historiker sie alle richtig einzureihen, genug, wenn er einige ihrer Faktoren scharf ins Auge zu fassen versteht. So wird denn auch die religiös-philosophische Bewegung der Zeit durch die Entwicklung, die wir auf dem Boden des griechischen Volkstums sich ausbreiten sehen, nur zu einem Teile erklärt; als andere sehr gewichtige Hälfte gehört dazu die Kenntnis der äußeren Vorgänge in der römischen Welt, der Stimmung, die Roms Feldzüge und Bürgerkriege in den Ländern des Mittelmeers hervorriefen.

Ein Jahrhundert entsetzlicher Kämpfe lag hinter Rom, als Augustus den Prinzipat antrat. Schwere Kriege gegen die Völker des Nordens und Ostens, schwerere Kämpfe daheim hatten die Kraft Italiens und den Reichtum der Provinzen auf lange Zeit erschöpft. Endlich, endlich nachdem die Ströme des Bürgerblutes verrauscht waren, konnte das Kaiserreich der Welt den Frieden schenken. Die kriegsmüde Welt atmete auf, das von den Dichtern

gepriesene, von philosophischen Kulturhistorikern geschilderte goldene Zeitalter, der selige Urzustand der Menschheit schien zurückkehren zu wollen. Eine solche Wohltat, eine solche Befreiung der Leiber wie der Geister — schoß doch auch jetzt die römische Poesie in Blüte auf — mußte etwas Gottgewolltes sein, kund und offen lagen die Wege der Vorsehung vor dem trunkenen Auge da. Jetzt glaubte man, wie die arme, tastende Menschheit es so oft getan, deutlich die Wege der göttlichen Weisheit zu erkennen, es schien klar, warum die Götter die Römer durch Not und Kampf geführt, man wähnte das Ziel dieses Wirkens, die Einigung des Erdkreises in der Hand des Einzigen, des erlauchten Abkömmlings des Stadtgründers, jetzt mit Händen greifen zu können. Die Stoa siegt auf der ganzen Linie: sie hat in den Greueln der Kämpfe die Mühseligen und Beladenen getröstet und sie über die Leiden dieser Zeit hinweggehoben, jetzt ist wirklich die Befriedigung aller Wünsche gekommen, das Bewußtsein, daß „die Zeit erfüllet ward", ist die Grundstimmung dieser Menschen. — Kein Wunder, daß dem Manne, der in Gottes Dienste solche Wunder gewirkt, überschwengliche Ehren erwiesen werden. Nach älterem Brauche heißt Augustus in der Provinz Asien der „Heiland der Welt", man redet von seinem Geburtstage als dem Beginn der „guten Botschaften" (Euangelia) für die ganze Welt, und bald genießt der Kaiser göttliche Ehren. Und im richtigen Verständnisse seiner Zeit erneuert er alte Kulte, baut Tempel und schafft Priestertümer; in klarer Würdigung des Glaubens der Epoche an das Walten der Vorsehung läßt er bei seiner Säkularfeier die prophetische Sibylle von diesem neuen Zeitalter künstlich dunklen Sang anstimmen.

Die Vorsehung schien das Kaiserreich selbst geschaffen zu haben; die Provinzen blieben, von seinem Schilde gedeckt, zufrieden mit dem Zustande, der ihnen lange ungestörte Zeiten des Friedens schenkte und namentlich im zweiten Jahrhundert eine Art Nachblüte der griechischen Literatur ermöglichte, während in Rom Kaiser und Senat oft genug einen erbitterten Kleinkrieg führten. Aber das Einzelgemüt bedurfte stets noch des religiösen oder philosophischen Zuspruchs, mochte auch der Staat dem Menschen nicht mehr allzuviel Sorge machen; das Herz der Menschen schrie nach Erlösung. Und es fand sie. Niedriger organisierte Naturen still-

ten in Weihung und Büßung das Verlangen ihrer Seele, höher Veranlagte saßen zu den Füßen der Philosophen, die in eindringlichen Moralpredigten, wie im 18. Jahrhundert zu Gellerts Zeit, die Frage ihrer Hörer, was sie tun sollten, beantworteten. Nicht das Christentum hat zuerst in die dunklen Verließe der Sklaven sein helles, freundliches Licht gesandt, sondern die Predigt des Stoikers erleichterte die Fesseln des Unfreien, dem der Trost gespendet ward, daß er nach seiner Sinnesart doch ein Freier sein könnte, und das harte Herz des im Auditorium lauschenden Herrn erzitterte, wenn Epiktet, der große Prediger des ausgehenden ersten Jahrhunderts, er, der selbst Sklavenketten getragen, den Würdenträger hart anfuhr: Du selbst bist ein Sklave, elender als jeder andere; ein Diener bist du deiner Lüste, ein Knecht kläglicher Vorurteile! Ja, der philosophische Prediger wird ganz zum Priester in unserem Sinne: trifft den Senator das unverschuldete Todesurteil aus des Kaisers Hand, so bespricht er sich vor seiner Vollstreckung mit dem philosophischen Seelsorger. Und wenn nun den Philosophen selbst, einen Musonios, einen Seneca, einen Apollonios, der Zorn des Herrschers ereilt, so erinnert er sich des Sokrates und seines Todesloses, tröstend ruft ihm der athenische Weise aus seinem Kerker zu, daß die Feinde wohl ihn zu töten, aber nicht zu schädigen vermöchten, und kredenzt ihm den Becher der Unsterblichkeit.

4. Die wachsende Sehnsucht nach Gotteserkenntnis.

Denn der Gedanke der Unsterblichkeit der Seele gewinnt gerade in dieser Epoche, aus religiösen wie philosophischen Quellen fließend, erneute Kraft. Die Seele, die ihren göttlichen Ursprung in ihrer Sehnsucht nach Gotteserkenntnis bezeugt, sucht, von Begierden befleckt, den Rückweg nach ihrer wahren Heimat; vom Leibe, dem Kerker befreit, kehrt sie in ätherischer Gestalt dahin zurück, von wannen sie gekommen, muß aber vorher noch mannigfache Stadien der Läuterung und Reinigung durchmachen. So recht aus der Fülle der Stoa ist geschöpft, was uns Seneca an einer ewig schönen Stelle sagt: „Diese Spanne sterblichen Daseins ist ja nur eines besseren, eines längeren Lebens Vorspiel. Zehn Monate umfängt uns der Mutterleib und schafft an uns, nicht für sich, sondern für den Platz, den wir betreten sollen mit selbsttätigem

Atem und mit der Kraft, das offene Dasein zu ertragen: so reifen wir von der Zeit unserer Kindheit bis zum Greisenalter einer anderen Geburt entgegen. Ein anderes Werden harrt unser, ein anderes Wesen der Dinge. Noch ertragen wir den Himmel nur aus der Ferne: daher blicke festen Auges hin auf die Entscheidungsstunde, die nur dem Leibe, nicht der Seele die letzte ist. Siehe, rings um dich liegt nur das Gepäck wie in einer Herberge: vorbei, vorwärts. Jener Tag, den du mit Grauen deinen letzten nennst, er ist des ewigen Lebens Geburtstag." Wie lebhaft erinnert uns dies alles an Fechners schöne Ausführungen im Büchlein „Vom Leben nach dem Tode"!

Das sind Betrachtungen der damaligen Aristokraten der Philosophie; gewaltig war die daneben wuchernde Kleinliteratur der Erbauungsschriften. Solcher Stücke, Diatriben genannt, sind uns noch viele erhalten, mit z. T. höchst banalem Inhalt: über den Reichtum und seine Verachtung, besonders über den Zorn, den Geiz, das ruhige Leben u. ä. Denn diese Welt lebt innerlich wie von der Religion so von der Moral. Es wird eine ganze Kasuistik ausgearbeitet, Lebensregeln für jeden einzelnen Fall. Diese Literatur dringt, durch die Juden vermittelt, auch in urchristliche Schriften ein und führt sogar noch in späten Jahrhunderten, wo die Heiden dieses Wesen endlich aufgegeben haben, ihr nicht sehr erfreuliches Leben weiter.

Aber die Predigt im Auditorium, das Lesen im Erbauungsbrevier genügten doch häufig noch nicht dem heißen Begehren der Zeit nach Vereinigung mit Gott. Es mußte ein Ausgewählter, ein Paraklet, ein Tröster kommen, übernatürlicher Kräfte teilhaftig, ein Apostel des Höchsten, wie man diesen Gott sich auch vorstellte. Von Wundermännern hatte man auch im früheren Altertum öfter gefabelt, jetzt fand man einen solchen in A p o l l o n i o s v o n T y a n a, einem pythagoreischen Weisen, dem Anhänger einer Sekte, die sich damals viel mit der Verbreitung mystischer, halb unsinniger Formeln über Gott und Welt aufspielte. Er war ein überaus eitler Mensch, wie seine erhaltenen Briefe verraten. Aber weil er es verstand, die Wundersucht seiner Zeit zu benutzen, weil er auf seinen philosophischen Wanderungen bis zum sagenberühmten Orient vordrang und endlich in einem Prozesse vor Domitian die Standhaftigkeit des Märtyrers bewiesen

zu haben schien, hat er in Philostratos' Lebensbeschreibung eine Apostelgeschichte gefunden, in der nur ängstlich befangene Unkritik ein polemisches Gegenbild Christi sehen will. Der heidnische Apostel hat selbstverständlich schon eine sehr bedeutsame Kindheit; wunderbare Göttererscheinungen umschweben schon seine Geburt, das fromme, gottgeliebte Kind erhält natürlich nur eine Scheinerziehung, es überholt bald seine schlechten Lehrer. Früh empfindet es seine hohe Berufung, es widersteht, seines Gottes voll, aller bösen Verführung, der Knabe lebt im Tempel, und alle ringsherum entsetzen sich über ihn und seine Weisheit. Erwachsen zieht er hinaus, predigt oder prophezeit und tut Zeichen, bald im eigenen Lande, bald draußen bei fernen Völkern, deren wundersame Sitten er wißbegierig kennen lernt, mit deren Philosophen er theologische Gespräche und Disputationen hält. Als Prediger aber wendet er sich oft und dringend an ganze Gemeinden, sie ob ihrer Sünden scheltend und namentlich vor Fleischeslust warnend. Aber auch befreiend wirkt er, er treibt die Dämonen aus den Besessenen aus, also daß sie auf eine Statue losfahren und sie umwerfen. Doch noch mehr vermag er: er blickt jedem sofort ins innerste Wesen hinein, weiß, was er jüngst getan, was er demnächst erleben soll. Er kennt ohne Unterricht alle Sprachen, er beherrscht Natur und Kreatur, wandelt auf dem Wasser, geht durch die Luft dahin, er erweckt Tote; vom Tyrannen ins Gefängnis geworfen, vermag er die Ketten mit leichter Mühe abzustreifen. Sein Tod endlich entzieht sich der Kenntnis der Menge; der Prophet verschwindet ungesehen.

So steht ein Mittler zwischen den um ihre Erlösung bangenden Menschen und der Gottheit. Aber, wie wir eben gesehen haben, hemmen auch allerhand feindliche Mächte diese Vermittlung; das ist nicht nur der Tyrann mit seinen Schergen, die nach der hochmütigen Anschauung dieser eingebildeten Philosophen ein Wörtlein ihrer Weisheit fällen kann, wohl aber die Dämonen. Von denen ist jetzt mehr denn je auch bei den Heiden die Rede. Schon vor langen Jahrhunderten hatte man sich mit ihnen beschäftigt. Von anfänglich neutraler Betrachtung war man im Laufe der Zeit, auch schon in philosophischen Kreisen, zu immer abergläubischeren Vorstellungen gekommen; entdeckte man doch in Sokrates' innerer Stimme, seinem Daimonion, schon eine Art persön-

lichen Schutzgeistes. Diese Dämonen nun sahen die Pythagoreer um die blutigen Opfer schweben, voll Gier sich vom Lebenssafte der geschlachteten Tiere zu nähren. Der stärkste Gegner jener Geister aber ist der Philosoph; er bekämpft die Opfer und bannt die bösen Wesen:

Von der alten griechischen Weltfreudigkeit ist in solcher Zeit nicht mehr viel zu spüren. Bange Fragen an das eigene Ich, stete, fast hypochondere Beschäftigung mit dem Innern und seinen Regungen, Weihungen, Büßungen, ja in wahrem Sinne des Wortes Askese, Dämonenfurcht, Orakeldeuterei, Abkehr von der reinen Luft der Wissenschaft, als Surrogat dafür eitle Rhetorik, die entweder längst erledigte historische Themen behandelt oder irgendeiner Stadt des Reiches ein ellenlanges Loblied singt oder auch religiöse Fragen weihevoll betrachtet: das füllt das geistige und innere Leben der meisten Menschen aus. Es ist ja auch viel Schönes darin; der Ernst, mit dem der Wert des Lebens und die Bestimmung der Seele wieder und wieder untersucht wird, macht dem Kenner der Zeit stets wieder tiefen Eindruck. Aber es nagt doch auch manches Ungesunde an diesen Menschen, die vor lauter Reflexion nicht mehr recht zur Tat gedeihen und im Wuste des mit Moralien beschriebenen Papiers ersticken. — Freilich heißt es hier, wie schon oben bemerkt, nicht zu verallgemeinern. Es hat auch andere Kreise gegeben, die ihren eigenen Garten bestellten. Die vornehme römische Literatur feiert nach ihrer goldenen Zeit in hochstrebenden, ernsten, kraftvollen Geistern weitere Triumphe, ein Tacitus, Sueton, Juvenal beweisen ihr Können. Und neben den Frommen und Bigotten stehen, wenn auch etwas zurückgedrängt, die Skeptiker; die Bank der Spötter ist noch nicht ganz leer. Denen will dieses gottselige, auf Märkten und Gassen moralisch zeternde Wesen keineswegs gefallen, und sie lachen laut über die Prediger und die Gemeinde, über die schimpfenden Kyniker mit Bocksbart und Bettelranzen wie über den Stoiker, der vor allem Volke mit seinen landläufigen Beweisen der Existenz Gottes durch den epikureischen Gegner so gründlich abgefertigt wird. Aber an diesem rein negativen Wesen, an dem Streite gegen die anderen Sekten, an dem Unvermögen, Neues zu bringen, ist der größte Teil der alten Schulen langsam verendet. Die Skepsis erstirbt mit Sextus Empiricus, die Epikureer genießen

zwar die Gnade einer römischen Kaiserin, leisten aber äußerst wenig, der Kynismos hält sich noch, ohne viel zu bedeuten, die Peripatetiker erklären ihren Aristoteles. Und nun gar die Stoa. Wohl scheint sie in der Person ihres kaiserlichen Jüngers M. Aurelius höchste, offizielle Weihe zu empfangen, aber bald nach seinem Tode ist auch ihre Herrlichkeit dahin. Die Hauptursache ihres Schwindens kennen wir: es ist das Aufkommen des Neuplatonismus, der soviel von ihrem Wesen, namentlich von Poseidonios, in sich aufgenommen hat. Diese neue synkretistische Philosophie, die aus Mystizismus und Dialektik ihre Kraft gewinnt, tritt, Fühlen und Denken der Zeit gleich befriedigend, die Erbschaft der alten Schulen an. Der Neuplatonismus und die Denker des Christentums werden allmählich die führenden geistigen Mächte.

5. Stellungnahme des Christentums.

Unsere bisherige Betrachtung hat uns die religiös-philosophische Atmosphäre kennen gelehrt, die das Christentum umgab und dieses in vielen Vertretern durchzieht. Einzelnes werden wir noch bei späteren Gelegenheiten kennen lernen. Denn so falsch es einst war, jede Lehre Christi aus der hellenischen Philosophie abzuleiten, so einseitig es noch bleibt, Christus zum jüdischen Buddha zu machen, so hätte eine Weltanschauung, die nichts vom Geiste der Zeit besaß, niemals diesen Erfolg haben können, niemals auch so schnell sich hellenischem Wesen anzugleichen vermocht, um dadurch ihr Bestehen zu sichern. Sobald man es in dieser Umgebung und nicht nur, wie es so oft geschieht, ganz isoliert betrachtet, fallen zwei Vorwürfe, die man noch immer gegen dieses werdende Christentum erhebt, in sich zusammen: der Tadel gegen die Abkehr von der antiken Weltfreudigkeit und der gegen den Bildungshaß, die Kulturfeindschaft. Die obenstehenden Ausführungen haben gezeigt, was es mit der antiken Weltfreudigkeit in jenen ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf sich hatte; wie kann man vollends von dem spezifisch christlichen Bildungshasse reden, wo fast die ganze Zeit sich bewußt oder unbewußt von der Wissenschaft abwendet, wo sogenannte Naturforscher wie Plinius u.a. erbauliche Betrachtungen anstellen. Als ferner neue Denkgebilde noch einmal die alternde Welt erfüllen,

als der Neuplatonismus einsetzt und in seinem Gefolge die Mathematik ihre letzten Siege auf antikem Boden gewinnt, weist gerade der Christ Origenes seine Schüler auf die Notwendigkeit hin, sich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen. Daß das älteste Christentum aber unliterarisch war, daß Paulus' Briefe wirkliche Briefe sind, ist nur ein unvergleichlicher Vorzug der neuen Lehre innerhalb einer Zeit, deren Originalität so oft durch die Stilmuster verkümmert ward. Nachher wird auch dies anders; mit Heißhunger werfen sich die Schriftsteller des jungen Christentums auf diese Vorbilder des Stils, um gerade der Bildung ihrer Zeit mächtig zu werden. Aber wiederum, weil die Christen etwas Neues zu sagen hatten, fanden sie dafür auch oft genug neue Worte und Ausdrucksformen.

Das Christentum durfte unaufhörlich an verwandte Regungen und Anschauungen der Mitwelt anknüpfen. Aber es konnte doch nie im Hellenismus verschwinden; in ihm war ein intransigenter Kern vorhanden. Der philosophisch gebildete antike Mensch stieß sich ebenso an den Götterbildern, verachtete die blutigen Opfer, ja er verschmähte sogar das Gebet, aber er nahm teil am Kulte, sei es nun, daß er sich dessen Handlungen symbolisierte, oder, weil es nun einmal väterlicher Brauch sei (vgl. S. 17). Der Christ kennt, nachdem Jerusalem gefallen ist, keinen väterlichen Brauch, sein Vaterland ist, wie er sich ausdrückt, der Himmel. Wohl zuckte auch der Kyniker jener Zeit über den Begriff des Staates, des Vaterlandes verächtlich die Achseln, wohl war auch sein Vaterland die weite Welt, deren Bewohner er, als der von Gott gesandte Bote, lehren und bessern soll. Aber Lehre und Leben war auch dieser alten Sekte nicht in dem Grade eins und dasselbe wie dem jungen Christentum, das eben darum bald mit dem Feinde zusammenstoßen mußte. Groß war dessen Macht. Von seinem religiös-philosophischen Rüstzeug haben wir soeben einen Begriff erhalten. Aber er besaß dazu im Glauben des Volkes noch ein gewaltiges Arsenal. Diese Kräfte und ihre Wirkung auf das Christentum gilt es jetzt kennen zu lernen.

II. Die Stellung des alten Christentums zu den anderen Religionen.

1. Fortdauer der heidnischen Kulte.

Schon mehrfach haben wir darauf hingewiesen, wie sehr dem philosophischen Denken der Gebildeten, das sich fast ausschließlich im Banne der Moral und Religion hielt, die eifrige Übung der Kulte im Volke entsprach. Wir haben jetzt diesem Wesen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das Heidentum der ersten Jahrhunderte n. Chr. bis etwa zur Mitte des dritten war allerdings, nach kurzem Ermatten in Rom um die Wende unserer Zeitrechnung, von gewaltiger Stärke. Die steten Jubelrufe vieler — nicht aller — christlichen Schriftsteller, die etwa 200 Jahre lang den schon gewonnenen Sieg feiern, bleiben demgegenüber ein Widerspruch in sich selbst. Die alteinheimischen wie die orientalischen Kulte sammelten Scharen von Gläubigen um sich. Noch herrschte uralter Götterdienst im hochkonservativen Griechenland, noch war dort ein gewisser Fetischkult nicht ganz erloschen, noch standen die religiösen Vereine in hoher Blüte. Ein etwas anderes Bild zeigte Kleinasien. Hier drängten die alten Kulte der anatolischen Hochebene zusammen mit den alten Volkssprachen wieder hervor und behaupteten sich neben den hellenischen oder seit langer Zeit hellenisierten; hier begegnen ferner entsprechend dem asiatischen Völkergemisch unzählige Fälle des Synkretismus oder der „Theokrasie". Ebenso fest hielt sich in Syrien das nationale Heidentum; hier lag der Riesentempel der „Sonnenstadt"; das Reich der Königin Zenobia schien seinerzeit im Kulte seiner Nationalgottheiten aufzugehen. — Eine Welt für sich blieb Ägypten. Seine großen Tempel, namentlich das alexandrinische Sarapisheiligtum, bildeten mit ihrem weiten Grundbesitz und ihrer Masse von Priestern einen Staat im kleinen, der erst in sehr später Zeit nach erbittertem Kampfe dem Christentum erlag. — Auch in der lateinischen Reichshälfte behaupteten sich die nationalen Götter wie die rezipierten orientalischen. Die sogenannte „kapitolinische Trias": Jupiter, Juno, Minerva begegnet

in Italien unzählige Male; die afrikanischen Kulte drangen mit Septimius Severus dort ein, sein Sohn Caracalla ließ die letzten Schranken fallen, die die fremden Gottesdienste noch zurückgehalten hatten. Mit dem elenden Orientalenkaiser Elagabal wälzte sich dann die Schlammwoge der syrischen Religion heran. — Die lateinischen Provinzen endlich zeigen teils ureinheimische, teils den römischen angeglichene Gestalten; interessant ist für die ersteren namentlich Aquitanien, das eine Fülle uns gänzlich unbekannter Lokalgottheiten aufweist.

2. Die Mysterienreligionen.

Über das ganze Reich erstrecken sich mehrere hochbedeutsame Hauptkulte. Sie beherrschen weite Länder vermöge eines die Sehnsucht befriedigenden und auch die Neugier reizenden Geheimdienstes, kraft ihrer Mysterien. Da haben wir den thrakisch-phrygischen Sabazios, den man bald mit dem biblischen Zebaoth gleichsetzte. Die in diesen Kult Eingeweihten hofften, daß ihr guter Engel sie nach ihrem Tode dem Festmahl der Seligen zuführen werde; die Szene selbst finden wir auf einem römischen Freskobild dargestellt. Noch weiter griff der berühmte Kult der Kybele und des Attis, der, früher in echt asiatischer, grausam blutiger Weise begangen, jetzt eine gewisse Milderung erfahren hatte. Das Mysterium dieses Gottesdienstes bestand in einer Art Taufe, dem „Taurobol" oder „Kriobol"; man ließ den in einer Höhlung verborgenen Gläubigen vom Blut eines Stieres oder Widders überrieseln, die man über ihm auf einem durchlöcherten hölzernen Fußboden geschlachtet hatte; der so Getaufte war dann durch diesen Akt seiner Sünden los und ledig geworden. — Ungeheure Bedeutung gewannen die ägyptischen Kulte, vor allem der der Isis, der Göttin „mit den unzähligen Namen", wie sie hieß. Denn ihre Religion hat trotz der sonst unter den Gottesdiensten allgemein waltenden freundschaftlichen Kollegialität eine wirkliche Mission entwickelt; Isis erklärte sich in einer Art von religiösen Erlassen als identisch mit einer großen Anzahl anderer Gottheiten und konnte also deren Kulte damit sacht beiseite schieben. Andere Mittel wirkten dazu kräftiger mit. Denn dieser Kult war ebenso auf die Schaulust und das Aufregungsbedürfnis der Massen wie auf den Erlösungstrieb einer auserlesenen Gemeinde begründet. Feierliche

Prozessionen zeigten die Pracht dieser Religion; die Aufführung eines Mythus, wie die Göttin den Leichnam ihres Gatten lange gesucht und endlich gefunden hatte, erregte durch den Wechsel von Klage und dem folgenden unendlichen Jubel die heidnische Menge. Aber noch tiefer drang der Geheimdienst mit seinen stufenweise sich vollziehenden Weihungen und endlicher voller Entsühnung: der von schmerzlich süßer Sinnenfreude bewegte Dichter Apuleius hat uns im zweiten Jahrhundert die Lösung von dieser seiner Seelenqual geschildert.

Am bekanntesten, auch schon durch die Denkmäler in unseren Altertumsmuseen, ist der Mithrasdienst, mit dem wir uns hier, seiner Bedeutung entsprechend, eingehender beschäftigen müssen. Mithras ist der Genius des himmlischen Lichtes, er überwacht mit Hilfe der Sonne, des Mondes und des Sternenheeres die Welt; er steht zwischen Ahuramazda, dem ewigen Lichte, und Ahriman, dem bösen Geist; als ein „tätiger Gott" ist er der „Botschafter, der Anführer der himmlischen Heere in ihrem ununterbrochenen Kampfe gegen den Gott der Finsternis" (Cumont). Mithras war aus einer Felsmasse entsprungen, das Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt; in der Linken führte er eine Fackel, in der Rechten ein Messer. Die Hirten kamen und beteten das Kind an, brachten ihm die Erstlinge ihrer Herden und Früchte. Bald erstarkte der Knabe und rüstete sich nun zum Kampfe gegen andere Mächte. Er besiegte den Sonnengott und schloß mit ihm einen Vertrag, dann bezwang er, den Menschen die Kultur des Ackers bringend, den wilden Stier und begann ihn rückwärts unter vielen Mühsalen in seine Höhle zu ziehen; aber das Tier entkam, und nun mußte Mithras den Stier töten, aus dessen Teilen neue Wesen sich entwickelten. Jetzt entstanden die Menschen, und Mithras nahm sich ihrer gegen die Verfolgungen durch den bösen Ahriman an. Eine Sintflut und ein großes Feuer konnten die Menschheit nicht dauernd zerstören, das Geschlecht der Sterblichen wuchs und gedieh unter Mithras' Schutz, und der Held durfte endlich, nachdem er das Ende seiner Mühsale in einem gemeinsamen Mahle mit dem Sonnengotte und den anderen Kampfgenossen gefeiert hatte, seine irdische Mission als erfüllt ansehen und zu den Unsterblichen eingehen. Diese Mythologie, die den siegreichen Kampf des Lich-

tes mit der Finsternis durch einen „Mittler“, wie Mithras genannt wird, einen Gestalter der Welt, darstellt, assimilierte sich nun dem babylonischen Religionswesen, der Gestirnwelt des Euphratvolkes. „Die Legenden der beiden Religionen wurden einander näher gerückt, ihre Gottheiten identifiziert, und die semitische Astrolatrie, das monströse Produkt langer wissenschaftlicher Beobachtungen, begann sich über die naturalistischen Mythen der Iranier zu breiten.“ Eine ungeheure Macht haben bei den Babyloniern die Planeten. Jedem von ihnen ist ein Tag der Woche untertan, jedem ein Metall heilig, die Zahl Sieben verdankt der Anzahl der Planeten ihre besondere mystische Kraft. Die Seelen, die auf die Erde herabkommen, empfangen von den Planeten nach und nach ihr Wesen. So ist denn nach babylonischem Glauben diesen Sternen alles Irdische widerstandslos unterworfen, die Konstellationen sind die unumschränkten Mächte unseres Daseins. Die persische Religion verbindet sich mit den Vorstellungen von dem zwingenden Einfluß der Gestirne auf das menschliche Schicksal, und diese leuchtenden Beherrscher des irdischen Daseins werden nun in neuer Religionsgestaltung zu gefährlichen Dämonen. Doch diese Gewalten lassen sich versöhnen, es gibt wohltätige Beschützer, die die schlimmen Mächte bekämpfen; deren Beistand heißt es zu gewinnen. Mithras unterstützt den Frommen, der es aufrichtig meint, in dem Kampfe gegen die Bosheit der Dämonen. Wer hienieden rein lebt und gegen die Sinnlichkeit ringt, wer die heiligen Mysterien des Lichtgottes kennt, der kann erlöst werden, der wird des Heils in dieser wie in jener Welt teilhaftig. — Jene Welt ist nun eigentümlich genug gestaltet. Wenn die Seele, die sich des Guten befleißigt hat, sich zu den oberen Regionen erhebt, so findet sie den Himmel in sieben Sphären gegliedert, von denen jede einem Planeten angehört. „Eine Art Leiter, aus acht übereinander gestellten Toren zusammengesetzt, von denen die sieben ersten aus sieben verschiedenen Metallen bestanden, diente in den Tempeln als symbolische Erinnerung an den Weg, den es zurückzulegen galt, um bis in die oberste Region der Fixsterne zu gelangen.“ Den Übergang von einem Stockwerke zum anderen bewachte an einer Pforte jedesmal ein Engel des Ahuramazda. Nur wer die mystischen Formeln kennt, kann diese herben Wächter beschwichtigen. Im weiteren

Verlaufe ihres Aufsteigens läßt nun die Seele bei je einem Planetentore je eine ihrer Eigenschaften zurück, so daß sie endlich, von allem Irdischen befreit, in den achten Himmel gelangen kann, um damit unendlicher Seligkeit teilhaftig zu werden. — Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß uns in diesem Etagenbau der jenseitigen Welt nur ein metaphysisches Abbild vom babylonischen Turme gegeben werde. Es ist der bekannte Turm der sieben Planeten, ein Bau von sieben aufeinandergesetzten Türmen, zu oberst ein achter, der eigentliche Tempel der Gottheit. Jedes Stockwerk hatte, wie die Untersuchungen an Ort und Stelle gelehrt haben, seine eigene Farbe. So verbinden sich denn in diesem merkwürdigen Kulte, wie treffend gesagt worden ist, Spekulation und Naturalismus. — Aber Mithras ist doch nicht der höchste Gott dieser orientalischen Religion. Die Spitze wird dargestellt durch die unendliche Zeit, den Aión, den man als Ungeheuer in Menschengestalt mit einem Löwenkopfe darstellte; den Leib umwand eine Schlange, in jeder Hand hielt er einen Schlüssel zum Himmel. Er trug auch noch Flügel, um die Schnelligkeit seines Laufes zu versinnbildlichen; die Schlange sollte die gewundene Bahn der Ekliptik zur Darstellung bringen. „Er schafft und zerstört alle Dinge, er ist der Herr und Führer der vier Elemente, aus denen das Weltall besteht, und er vereinigt virtuell in sich die Macht aller Götter, die er allein erzeugt hat."

Der Mithrasdienst hat denn in dieser Zeit des vorherrschenden orientalischen Wesens ungeheure Bedeutung gehabt; durch Soldaten aus dem Osten nach dem Westen getragen, von syrischen Kaufleuten und orientalischen Sklaven verbreitet, gewann er im Römerreiche eine Ausdehnung wie nie ein Kult zuvor. Gegen das Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. ward er, nachdem er zuerst die unteren Stände gewonnen, die Hofreligion und genoß über ein Jahrhundert den besonderen Schutz der Cäsaren; schließlich ward dieser solare Pantheismus, wie Cumont freilich etwas übertreibend sagt, die letzte Zuflucht der Konservativen gegen das Christentum. In der Tat prallten beide Religionen heftig aufeinander. Mit den alten griechischen Göttern machte das Christentum nicht viel Federlesens, es verachtete sie, schon weil die Griechen selbst ihre eigene Religion bekämpft hatten (vgl. S. 9 ff.), aber der Mithraskult war ihm neben dem Neuplatonismus gefährlich.

Beide Religionen, die Jesu Christi und die des Mithras, stammten aus dem Osten, beide schienen sich mit gleicher Schnelligkeit verbreitet zu haben, beide stellten hohe Anforderungen an die Seelenreinheit ihrer Gläubigen, versprachen Ungeheures. Dazu ließen sich gewisse geheime Beziehungen selbst durch die heftige Polemik der Christen nicht wegdeuten. Hier wie dort hatten die Hirten das eben geborene Kind angebetet, hier wie dort heiligte man den Sonntag, feierte man am 25. Dezember die Geburt der Sonne, hüben wie drüben hatte man neben einer Art Taufe auch eine Art Kommunion, stand ein göttlicher Mittler zwischen der obersten Gottheit und dem Menschengeschlechte. Diese Ähnlichkeiten fielen auch den Heiden auf, und sie zogen ihre scharfen Schlüsse daraus, die nicht zugunsten der Christen ausfielen; diese leugneten natürlich ebensowenig die Berührungspunkte, sahen aber in ihnen nur die von den Dämonen beeinflußte Nachahmung durch die Mithrasdiener.

Diese Mysterienreligionen, neben denen sich auch noch der uralte, bis ins 5. Jahrhundert dauernde Kult von Eleusis erhält, kennzeichnen in ihrer Menge und ihren Ansprüchen aufs nachdrücklichste die Kraft des religiösen Bewußtseins jener heidnischen Jahrhunderte. Ihr Sinn ist, den einzelnen oder eine Gemeinde aus der großen Menge der die Gottheit konventionell Verehrenden herauszuheben und besonderen religiösen Wünschen gerecht zu werden. Durch alle diese Geheimdienste geht hindurch die tiefe Sehnsucht der Gläubigen, von irgendeinem Banne loszuwerden, sei es, wie in den orphischen, vom Kreislaufe der Geburten, sei es von der Macht des Schicksals oder vom dämonischen Drucke der Gestirne. Durch göttliche Offenbarung, hindurchdringend durch verschiedene Weihegrade, will der Adept die „Wiedergeburt" erleben, die ihm die einzelnen Religionen durch die Vermittlung des Priesters, des „Vaters" spenden. Dann ist er selbst Gott gleich und sicher seiner persönlichen Unsterblichkeit, eines seligen Jenseits. Gerade diese Geheimdienste haben, wie schon angedeutet, dem Christentum schwerste Mühe bereitet, und nur dadurch, daß es ja selbst Mysterien besaß und unter der Einwirkung des Zeitgeistes auch eine mystische Terminologie gewann, vermochte es, jene Gefahr zu beschwören.

Die Mysterienreligionen besitzen nun auch schon bestimmte Ge-

meindebücher und Erbauungsschriften. Schon in der bereits lange auf griechischem Boden eingebürgerten Orphik sind sie zu finden. Diese Religion, im letzten Grunde ein Gebilde des Orients, trat in der nachchristlichen Zeit wieder besonders hervor. Sie bot dichterische Sprüche voll von Tiefsinn über die Entstehung der Welt, gab teils mythologische, teils theologische, teils spekulative Lehren über das All, dazu Vorschriften über die Erlösung des Einzelmenschen, wie wir soeben gesehen, durch Mysterien und besonders durch die Askese. Sonderbare, abstruse und fast abgeschmackt bedünkende Phantasmen nach der Weise des Orients, mannweibliche Göttergestalten, Schlangenwesen ziehen da an uns vorüber. Mit pythagoreischen Lehren sich verbindend, erzeugte die Orphik eine ganze apokalyptische Schriftenreihe, in der der Leser durch die Finsternisse der Hölle mit ihrem Schlammpfuhl, ihren büßenden Sündern, die wir schon in dem Hadesbilde der Odyssee fanden (S. 7), wie durch die Lichtregionen des Himmels geführt wurde. Und diese Gemeinde ist denn auch mit einem dazu gehörigen Brevier oder Gesangbuch ausgestattet, einer Sammlung von Hymnen mit liturgischen Anweisungen.

Tritt in den orphischen Lehren eine gewisse Teilnahme der Philosophie hervor, so ist deren Mitwirkung noch stärker in einer Reihe von Erweckungsschriften, die man unter dem Namen des *hermetischen Korpus* begreift. Es handelt sich dabei um ein Bündel von Traktaten meist mystischen Inhalts, um ein höchst wahrscheinlich aus Ägypten stammendes Gemeindebuch von verschiedenstem Stimmungs- und Lehrgehalt, ein im Laufe der Jahrhunderte entstandenes Gemisch von Orientalischem und Griechischem, von Frömmigkeit und verwehter Philosophie auf Grund platonischer Reminiszenzen und von Anklängen an Poseidonios. Es ist, wie man es richtig bezeichnet hat, *Gnosis*. Es gilt hier Gott zu erkennen und sich ihm zu nähern durch religiöses Nachdenken, durch psalmenartiges Gebet und auch, wennschon in sehr beschränktem Umfange, durch ekstatisches Schwärmen. Ein wirkliches System fehlt diesen mystischen Gesprächen des Hermes Trismegistos mit seinem „Sohne“ Tat, d. h. dem ägyptischen Gotte Ptah, obwohl nach der Weise der christlichen Gnostiker (vgl. unten S. 39) in einem Stücke, die „Tochter der Welt“ benannt, auch eine phantastische Kosmogonie entworfen wird. Immer wie-

der werden die verschiedensten Mittel der Annäherung an Gott versucht; der Mensch muß, alle Schranken überwindend, zum „Aion“ werden, sich selbst für unsterblich halten und so jede Höhe ersteigen, jede Tiefe durchmessen, sich in alle Zustände verwandeln, alles zugleich umfassen, Zeit, Ort, Qualität, Quantität: dann wird er Gott erkennen, den nicht zu erfassen die höchste Schlechtigkeit ist. So entsteht eine Art von vergeistigter Religion, die, nur ganz schwach mit den Göttergestalten verbunden, die mystische Befreiung des Ichs nicht mehr von kultischen Sühnebräuchen und Askesevorschriften abhängig macht, sondern allein von der Versenkung des Individuums in die Gottheit. Merkwürdig und kennzeichnend für das orientalische Wesen dieser Schriften ist dabei die Ablehnung der „phrasenreichen“ griechischen Philosophie, der doch gerade so viel zur Stütze des Glaubens entlehnt wird. — Zu dieser Gnosis gehören dann auch die „chaldäischen Orakel“, eine etwa aus dem Jahre 200 n. Chr. stammende Sammlung mystischer Verse, die ebenfalls den Weg zur Befreiung des Gläubigen weisen will, aber durch ihren wilden Synkretismus, durch die Vereinigung der Volksgötter mit einer heiligen Dreiheit eine ganz tolle Zaubertheologie entwickelt; nennen doch jene Orakel ebenso wie die magischen Sänge auch schon den Namen der Engel. Dazu kennen diese wie andere mystische Schriften allerhand aus persischen Vorstellungen stammende Begriffsgestalten, Glaube, Wahrheit, Liebe, Hoffnung; vergebens hat man sich bemüht, Paulus von einer Berührung mit solchen „heidnischen“ Ideen freizusprechen. — So umwirbelte den gläubigen Heiden eine unabsehbare Schar von Göttern, Geistern, bösen Dämonen und guten Engeln, Gestalten, die sich bald fassen ließen, bald unter den Händen zu blassen Begriffen zerrannen; wir blicken in ein Chaos von Halbphilosophie, Religion, Aberglauben und bewußtem Betrug.

3. Die sibyllinischen Orakel.

Von der Mystik führt eine Brücke zum Enthusiasmus. Neben den Orakeln, die man nur deswegen so nennt, weil man in diesen Sprüchen Selbstoffenbarungen der Gottheit sah, stehen, als wirkliche Zukunftsprophezeiungen beabsichtigt, die sogenannten sibyllinischen Orakel. Diese haben eine vielhundertjährige

Vorgeschichte, mit der wir uns hier etwas näher beschäftigen müssen, weil die Weissagungen der Sibylle bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung noch nicht ganz verloren haben.

Ein Prophetentum im eigentlichen Sinne hat die griechische Religion nicht erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern, fast jederzeit im Widerspruche mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt, schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimat aller Religionen, scheint zu einer Zeit, da das asiatische Kulturleben seine Wellen nach Hellas hinüberwarf, das eigentliche Prophetentum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungriechischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft und reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä, gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urteil.

Die Sibylle ist eine Unglücksprophetin. Die Bruchstücke dieser Poesie und vor allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schreckens- und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöte, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Überschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom oft die Sibyllinischen Bücher auf. — Die Sibylle wird also nicht von einzelnen befragt, sondern sie wendet sich selbständig, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Altertum die Gebildeten, die oft nicht recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könnte, sich über diesen Mangel wunderten und allerhand

seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Verse entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermutlich nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige Philosoph von Ephesos, Herakleitos „der Dunkle“, seine abrupten, verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben“, rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stile ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, ihr eine Pause des Singens zu gönnen, wenn sie, als dienstbares Werkzeug der Gottheit, selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, obwohl auch hier schon zur leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber, unheilschwangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist.

So wandelt die Sibylle über die Erde und gewinnt Stätte auf Stätte. Bis übers Adriatische Meer kam sie, bis in die Nähe des Feuerberges in Campanien, bis zur Stadt Cumä. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in später Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. In Cumä also, im vulkanischen, höhlenreichen Campanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte behauptet im 4. Jahrhundert n. Chr. ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen zu haben; es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Auf diesem Boden hatte nun die Sibylle ein leichtes Spiel. Sie brauchte nur ihre alten Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen fortzusetzen, um allgemeinen Glauben zu finden. Bald verkündete denn auch von ihr die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe

sie schon gezählt, als sie den Äneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so blieb sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Nach dem Muster der cumanischen Sprüche begann man in Rom ähnliche zu machen. Die Not lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen; im heißen Ringen des Hannibalischen Krieges, in jeder Bedrängnis griff man zu den heiligen, dunklen Sprüchen der Prophetin, und wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht allzu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da die Römer, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Während aber so die Sibylle an Bedeutung in der Fremde immer zunahm, hatte sich in ihrem Stammlande ihr Prophetentum überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog in Hellas der heilige Rausch, und wie sich allmählich Spruch an Spruch setzte, bildete sich eine ganze Literatur heraus, die nun schon massenhafte nach den Ereignissen selbst fabrizierte Orakel enthielt, ja eine richtige griechische Geschichte in Futurform bot, in der Homer als Fälscher bezeichnet ward. Kenner hielten viele dieser Sprüche für „unecht". Um solchen Vorwürfen zu begegnen, begann man die Orakel akrostichisch zu bauen, wovon wir auch noch weiter unten hören werden. Das literarische Interesse vertrieb so den letzten Rest von Natur aus diesen Gedichten; man schrieb Abhandlungen über die einzelnen Sibyllen, ja man versuchte selbst in ihrem Geiste zu dichten. Dies hat vor allem Vergil in seiner berühmten vierten Ekloge getan.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 v. Chr. aufs neue mit Oktavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt atmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da, in solch spannender Zeit erwartete ein Vergil nahestehender Mann (Oktavian?) die Geburt eines Sohnes. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft der Dichter nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeit-

alter des cumäischen Sanges gekommen." — Man interessierte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Teilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu teilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge des Daseins wieder eintreten. Die alten Helden kehren wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mit ansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Äneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets sorgsam geleiteten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, tat er das nach einem älteren Sibyllenspruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldigung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Äneis und die vierte Ekloge, an. —

Dieser Enthusiasmus bricht immer wieder, namentlich in schweren Zeiten, hervor. Soviel mehr oder minder bewußter Betrug aber auch mitspielt, so wenig bildet er allein das Wesen dieser Orakulistik. Denn er wird von einer religiösen Zeitstimmung ohne gleichen getragen, die im zweiten und dritten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht. Ringsum brodelt es von Erweckungen, Träumen, Beschwörungen, Zaubersprüchen, Systemen, Philoso-

phemen. Hier murmelt der Gnostiker in theosophischen Phantasien über den Menschen und seine Vergottung, über die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, dort führt der Mithraspriester die nach dem Heil Verlangenden in die mystische Grotte, dort wieder harrt ein Gläubiger in der Grube der Kybele auf das tröpfelnde Stierblut, die Sibylle von Erythrä erwacht nach langer Ruhe wieder, und fernab sucht und schafft der Stoiker auf dem Kaiserthron, Marc-Aurel, den Frieden seiner Seele. In solcher Massenproduktion religiösen Stoffes verwirrt und zersetzt sich vieles, Gegensätze berühren sich, und heidnische Vorstellungen dringen denn auch ins Christentum.

4. Hellenisierung und Orientalisierung des Christentums.

Es steht also fest, daß die neue Religion sich nicht einer glaubenslosen Zeit nahte und sich ihrer bemächtigte, in einer solchen wäre sie ja auch, wie schon bemerkt, verloren gewesen; nein, eine gewaltige religiöse Hochflut hob, Jahrhunderte steigend, auch das Christentum empor. So starken Protest es aber gegen das Heidentum gleich von vornherein erhob, so wenig können doch auch bedeutsame Ausgleichungen zwischen diesem und der neuen Religion in Zweifel gezogen werden. Darüber ist in letzter Zeit sehr oft die Rede gewesen; Theologen wie Philologen haben sich über vieles in lebhaftester Auseinandersetzung ausgesprochen. Grundsätzlich ist man sich zwar über das synkretistische Wesen, die baldige Hellenisierung des neuen Glaubens, der gerade dadurch seine Erhaltung erfahren habe, einig. Aber wann dieser Prozeß einsetzt, wie weit er sich erstreckt, darüber herrscht noch ein unausgeglichener Streit.

Die frühere, von Philologen geübte wildsummarische Ableitung christlichen Denkens und Empfindens sowie christlicher Bräuche aus dem Heidentum ist jetzt einer ruhigeren Betrachtung der Dinge gewichen. Man ist, wenn auch noch nicht endgültig, geneigt, weite Entlehnungen heidnischen Gedanken- und Formengutes durch das älteste Christentum abzulehnen. In dem Maße, wie man eine starke Orientalisierung des griechischen Wesens festgestellt hat, glaubt man jetzt mehr an hin und her wogende „Gedankenfluten" als an einseitige Überströmung des einen Re-

ligionsgebietes durch das andere. — So enthalten denn die synoptischen Evangelien außer den Begriffen des „Evangeliums" selbst und des „Heilandes" keine eigentlich hellenistischen Gedanken. Dagegen melden diese sich jenseits jener schon bald genug an. Denn es leidet keinen Zweifel, daß das Johannesevangelium in seinem Prologe eine gewisse „Mitwirkung" des hellenistischen Logosbegriffes am johanneischen zeigt, wenn auch die Zuspitzung des ganzen Kapitels durchaus originell bleibt; es ist beobachtet worden, daß Jesus' Allwissenheit über die Persönlichkeit der ihm Begegnenden dem Wesen antiker Wundermänner, z. B. des Apollonios von Tyana, entspricht. Und endlich gehört der Begriff der Wiedergeburt, der Gottesschau, die religiöse Sprache der johanneischen Schriften wenigstens mittelbar zur Vorstellungswelt des hellenistischen Mysterienwesens.

Noch mehr gilt dies für Paulus, so nachdrücklich, ja so leidenschaftlich man auch Beziehungen des großen Heidenapostels zum Heidentum geleugnet hat und immer aufs neue in Abrede stellt. Es kann doch kaum ein Zweifel sein, daß man bei Paulus wenigstens von einem starken mystischen Unterbewußtsein zu reden berechtigt ist. Seine Unterscheidung des pneumatischen Menschen vom psychischen, seine Verwendung der Begriffe Glaube, Hoffnung, Liebe (vgl. S. 32), seine dualistisch-supranaturale Ausgestaltung der Erlösungslehre, seine „Heiligen", jene in einen neuen Stand Getretenen, Bekehrten zeigen den Apostel unter dem Banne des religiösen Zeitbewußtseins, dessen Wesen er freilich die Prägung seines gewaltigen Geistes gegeben hat, zeigen ihn wenigstens von der mystischen oder, wenn man so will, gnostischen Terminologie beeinflußt. Vollends steht seine Theodizee auf dem Boden der Stoa. — Auch kann der Predigt des Paulus in Athen, mag sie nun wirklich so gehalten sein oder nicht, ein hellenistischer, also etwa pantheistisch-mystischer Charakter kaum abgesprochen werden.

Aber trotz dieser mystischen Stimmungen, trotz den als Mysterien empfundenen Feiern der Taufe und des Abendmahls tritt eine wirkliche Hellenisierung des Christentums erst später ein. So zeigen ja auch die Bilder der Seligenmahle in den Katakomben wohl einen gewissen Mystizismus, aber erst die kommenden Jahrhunderte bringen uns den völligen Ausgleich zwischen der christlichen und heidnischen Bildersprache.

Wir haben öfters von der heidnischen Gnosis gesprochen, jener auf das Schauen Gottes sich richtenden Mystik, die sich bemüht, durch alle möglichen Mittel die Seele des Individuums von einem bösen Zwange, sei es vom Banne des Schicksals oder der Gestirne zu lösen, die von wundersamen göttlichen, ursprünglich orientalischen Begriffsgestalten die Hilfe für die Befreiung der Menschenseele erhofft, die auch in halborientalischen, phantastischen Kosmogonien träumt. Es bleibt von höchstem Werte für die Erkenntnis vom unmittelbaren Einflusse gerade auch der Hermesreligion, daß sich eins ihrer Gebete als Vorbild für ein christliches herausgestellt hat. Wie nun in diesem Glauben Hellenentum und Orientalismus sich fest verbanden, so vereinigt sich jetzt auch das Christentum mit der östlichen Phantastik, so zwar, daß in dem Bunde diese vor jenem den Vorrang behauptet. Ein wahrer Wirbelsturm östlich mythologischer Vorstellungen scheint zu toben. Da thront denn über dem ganzen Dasein eine Allmutter „Weisheit", sicher eine urorientalische Göttin, oder auch ein jungfräulicher Lichtgeist, die Barbelo, beherrscht die Lichtwelt. Diese erzeugt aus sich heraus einen dämonischen Sohn, Jaldabaoth, der wiederum neue Wesen aus sich hervorbringt, zuletzt noch aus Tiefen des Grundstoffes einen Sohn in Schlangengestalt gewinnt. Dieser Sohn verdirbt seinen bösen Vater noch mehr, da er mit ihm im Himmel und im Paradiese weilt. Jaldabaoth ruft: „Ich bin Vater und Gott, und über mir ist niemand!" Da beruft ihn die Mutter: „Lüge nicht, Jaldabaoth, denn über dir ist der Vater von allen, der erste Mensch und der Mensch, des Menschen Sohn." Da erschrickt Jaldabaoth und ruft seine sechs Mitherrscher auf: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde!" — Eine andere Sekte, die sich selbst nach dem griechischen Ausdrucke für Schlange die „Ophiten" nannte, erklärte die Schlange des Paradieses als die Allmutter Weisheit, sie habe die Erkenntnis des Guten und Bösen gelehrt, die Schlange sei darum als Bild der Gottheit von Moses aufgerichtet worden. Aber Jaldabaoth habe sie verjagt. Doch genügt selbst alles dies noch nicht. Auch hier löst sich eine Menge von Begriffsgottheiten aus der gnostischen Phantasie aus; der „ewige Sinn (Nus)", das „Denken", die „Wahrheit", die „Liebe", der „Wille" u. a. werden zu festen Gottheiten, die Vereinigungen untereinander schließen und sich grup-

pieren, bald diese, bald jene Handlung vornehmen, die angeblich in der Bibel selbst vorkommen soll: ein rasender Geistertanz, der uns oft durchaus nicht mit bedächtiger Schnelle, sondern in wildestem Wechsel vom Himmel durch die Welt zur Hölle führt.

5. Der Gnostizismus.

Wir lernten früher die Vorstellung der Mithrasreligion von dem Aufstiege der Seelen bis zum höchsten reinsten Sein kennen und erinnern uns, daß dieses eine babylonische Lehre, deduziert vom astronomischen Turm zu Babel, war. Ganz ähnlich denkt der Gnostiker. Seine Lehre, die Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse, soll dem Menschen durch die Mysterien ermöglichen, aufwärts zu dringen bis an den seligen Ort der höchsten Fülle, in das sogenannte Pleroma hinein. Die ganze Welt und der Einzelmensch ist dem bösen Walten der Planeten, ist sieben furchtbaren Mächten unterworfen. Deswegen kam der Herr vom Himmel hernieder, der Stern von Bethlehem löste die alte Gestirnreihe ab. Aber noch immer gilt es für den Einzelnen, diese Gewalten zu bekämpfen. Die Gnosis führt uns auf rechter Straße zu diesem Ziele. Sie nimmt, wie die Orphiker und die Mithrasreligion ein Hauptprinzip, die ewige Zeit, den Äon, setzten, eine Reihe von sieben Äonen an, die einst Christus auf seinem Wege zur Erde durchmessen, sieben Stufen der Erkenntnis, die jetzt wieder von der Seele an der Hand der Gnosis zu passieren sind. Aber diese Stufen, diese Äonen werden von schlimmen Herrschern bewacht, von den sog. Archonten, den Planetengöttern; die gilt es zu überwinden. Heilige Formeln und Abzeichen, Mysterien helfen dem Menschen dazu. Er muß die Astrologie kennen; mit ihrer Hilfe bezwingt er die bösen Weltherrscher. Dazu ist nun die Magie nötig, darum treibt der Mensch, der gerettet werden will, auf Erden diese Kunst, um später durch sie zu siegen. So sind uns denn noch eine Menge der sinnlosesten Formeln und Buchstabenkompositionen verschränktester Art, Anrufungen Gottes u. a. überliefert worden, von denen zum Teil dreist behauptet wird, daß Jesus Christus sie selbst seinen Jüngern als Mittel des Heils vorgeschrieben habe. Auch die Taufe unterliegt dem Dämonenzwang. Mit syrischen Formeln wird getauft, die man zur Zeit der Anwendung gar nicht mehr verstand, die daher nur noch die Wirkung von

Zaubersprüchen haben. Desgleichen findet sich auch ein gnostisches Totensakrament, das an den Leichen vollzogen wird, damit die Seele den feindlichen Mächten unangreifbar werde.

Diese Zauberformeln wollen wir nun hier nicht mehr weiter berücksichtigen. Denn durchaus nicht alles bei den Gnostikern reduziert sich auf diesen Hokuspokus, obwohl die Kirchenväter natürlich mit besonderer Energie gerade diese Dinge polemisch behandeln. In den Zusammenkünften der Gnostiker wurden auch Hymnen gesungen, die uns, so unklar sie stellenweise auch klingen, zeigen, daß das Gemüt der Gläubigen denn doch von Vorstellungen erfüllt war, die auch wir, weil sie von Furcht und Hoffnung, vom Harren auf das Unaussprechliche menschlich schön zeugen, oder weil sie von göttlichen Geheimnissen eine Kunde geben wollen, auf unsere Weise zu würdigen imstande sein werden. Da tönt denn ein solcher Hymnus:

Durchdringend erzeugte das All zuerst
Der Geist, und der Erstgeborne danach
Erzeugte das Chaos ausgießend.
Zu dritt geschaffen empfing daher
Die Seele ihr treibendes Leben.
Daher nun ringt sie in Hirschesgestalt
Sich ab mit dem Tode, der rauh sie zerrt.
Bald blickt sie im Königsstolze zum Licht,
Bald wimmert sie tief in des Jammers Sturz,
Bald wechselt mit Lachen und Klage sie ab,
Bald stürzt die Unselige tief in das Leid
Endlos labyrinthischer Irrfahrt. —
Jesus sprach: Sieh hin, o Vater,
Wie dies Wesen auf der Erde,
Aller übel Ziel und Opfer,
Fern von deinem Hauche irrt.
Sieh, das bittre Chaos flieht es,
Ratlos, wie's hindurch soll finden.
Darum sende mich, o Vater:
Siegel tragend steig' ich abwärts,
Der Äonen Zahl durchschreit' ich,
Jede heil'ge Kunde deut' ich,
Zeige dann der Götter Bildnis.
Und so schenk' ich euch des heil'gen
Weges tief verborgne Kunde:
Gnosis heißt sie nun für euch!

So sehen wir die Irrfahrten der Seele zu ergreifendm Ausdrucke kommen, wir erinnern uns dabei jener goldenen griechi-

schen Allegorie, des berühmten Märchens von Amor und Psyche, und spüren auch in dieser Welt phantastischer Symbole des sehnenden Menschenherzens lebendigen Schlag.

Noch mystischer läßt sich ein anderer Sang, in dem man einen Hymnus der Seele erkannt hat, zum Preise der Weisheit vernehmen:

Das Mägdlein ist des Lichtes Tochter,
Es ruht auf ihr der Könige stolzer Glanz,
Ergötzend ist ihr Anblick,
In strahlender Schöne erglänzt sie.
Ihre Gewänder gleichen Frühlingsblumen,
Lieblicher Wohlgeruch entströmt ihnen.
Ihr zu Häupten thront der König
Und nährt, die unter ihm wohnen, mit seiner Götterspeise.
Wahrheit ruht auf ihrem Haupte,
— — — — — — — — —
Gleich Stufen steigt ihr Nacken auf,
Ihn schuf der erste Weltbaumeister.
Ihre Hände deuten verkündend auf den Chor der glücklichen Äonen,
Ihre Finger auf die Tore der Stadt.
Ihr Brautgemach ist licht,
Von Balsam duftend und jeglichem Wohlgeruch,
Strömt süßen Geruch von Myrrhe und Würzkraut aus.
Drinnen sind Myrrhenzweige und allerlei süß duftende Blüten gestreut,
Die Eingänge mit Rohr geschmückt.
Umschlossen halten sie ihre Brautführer, sieben an der Zahl,
Die sie selbst erwählt hat;
Ihrer Brautführerinnen sind sieben,
Die vor ihr Reigen tanzen.
Zwölf sind es an der Zahl, die vor ihr dienen
Und ihr unterstellt sind.
Ihren Blick richten sie gespannt auf den Bräutigam,
Um durch seinen Anblick erleuchtet zu werden,
Und werden in Ewigkeit bei ihm sein zu der ewigen Freude
Und sitzen bei jener Hochzeit, zu der sich die Vornehmen versammeln,
Und werden weilen bei dem Mahle, dessen die Ewigen gewürdigt werden,
Und königliche Gewänder anziehen und glänzende Kleider antun
Und in Freude und Jauchzen sich beide befinden
Und werden preisen den Vater des Alls,
Dessen stolzes Licht sie empfingen
Und erleuchtet wurden im Anblick ihres Herrn,
Dessen Götterspeise sie entgegennahmen,
Die unvermindert in ihnen bleibt,
Auch tranken von seinem Wein,

Der ihnen nicht Durst noch Begehren erregt,
Lobten und priesen mit dem lebendigen Geiste
Den Vater der Wahrheit und die Mutter der Weisheit. —

Haben wir in diesen Anschauungen und Phantasmen echt orientalisches Wesen vor uns, nur untermischt mit christlichen Elementen, so treten uns auf der anderen Seite auch christliche Lehrgebilde unter dem besonderen Einflusse der orientalisch-hellenistischen Religionsströmung entgegen; erscheint in jenen das Christentum nur zugelassen, so ist es in diesen das Grundbewußtsein; fehlt dort der griechische Einfluß gänzlich, so ist er hier von großer Bedeutung; ist dort alles Phantasie, so haben wir hier ein spekulatives Denken. Diese griechischen Gnostiker üben an einer Anzahl von christlichen Anschauungen und Sätzen nahezu die gleiche Kritik wie die hellenischen Feinde der neuen Lehre und ziehen daraus positive Folgerungen. So erklären sie, den Heiden entgegenkommend, die Anbetung der Götzenbilder und das Opfer für gleichgültig, wenn dieser Kultus nur nicht aus dem Herzen komme, sie sind, da der Sohn Gottes doch nicht leiden könne, der Meinung, Christus habe einen Scheinleib gehabt, sei auch nicht menschlich geboren worden; sie geben die Verheißung des Alten Testaments als auf Christus zu beziehen auf: da dieser Messias nach dem Wortlaut des Buches nur ein kriegerischer Fürst sein könne, so sei er noch zu erwarten, und der wahre Christus werde dann mit ihm kämpfen. Überhaupt erfährt das ganze Alte Testament eine sehr eigenartige Betrachtung. Da man mit griechischen Kritikern hier ein anders geartetes Wesen der Gottheit als im Christentum erkennt, so überträgt der große Gnostiker Markion den orientalischen Dualismus auf die Bibel und scheidet hier zwischen einem Gott des Alten Testaments, dem satanischen „Übeltäter und Erreger von Kriegen", und dem des Neuen Testaments, dem Vater Jesu Christi. So konnte man denn schon dazu kommen, das Alte Testament als ein Buch geradezu aus des Teufels Hand zu erklären. Dem hat sich nun ein berühmter Gnostiker des zweiten Jahrhunderts, Ptolemaios, widersetzt. In einem noch erhaltenen Briefe an die Flora, eine Christin seiner Gemeinde, weist er diese Heißsporne zurück, ohne sich doch der schärfsten Kritik an dem Buche selbst zu enthalten. Er erkennt, daß das Ganze des jüdischen Gesetzes nicht von einem einzelnen

gegeben sein könne, nicht von Gott allein stamme, sondern durch Menschenhände, also durch Moses Zusätze erhalten habe. Moses' Gesetze stehen im Widerspruch zu Gottes Gesetz, er hat Konzessionen gemacht, ja, um der menschlichen Schwäche willen, solche machen müssen. Ebenso sind einige Überlieferungen der Ältesten in das Gesetz eingeflochten worden. Das alte, echte Gesetz Gottes ist nun entweder vom Heiland vollendet oder vollkommen aufgehoben oder vergeistigt worden. Dieser Gott aber, der das Gesetz gegeben hat, ist natürlich nicht der Teufel, doch auch nicht der vollkommene Gott selbst, sondern ein von beiden verschiedener, der sogenannte Demiurg oder Schöpfer dieser ganzen Welt, ein Mittlerer. Er ist niedriger als der vollkommene Gott, er ist gezeugt worden, ist nicht unerzeugt, wie der Vater des Alls, aber größer und erhabener als der Widersacher.

So schließen denn hier Christentum, griechische Kritik und (orientalisch-) griechische Spekulation einen festen Bund; denn auch die hellenistische Theologie hatte unter dem Drucke der Erkenntnis von den Übeln der Welt einen minder einsichtsvollen Weltschöpfer angenommen. Überhaupt wäre es ja ganz falsch, wollten wir im Gnostizismus nur das Toben einer entfesselten Phantasie erblicken. Denn es ist ebenso christlich religiös wie philosophisch gedacht, wenn ein gewaltiger gnostischer Lehrer und Redner in einer Predigt sagt: „Ihr seid von Anfang unsterblich und ihr seid Kinder des ewigen Lebens und wolltet den Tod auf euch verteilen, damit ihr ihn aufbrauchtet und aufzehrtet, und also der Tod stürbe in euch und durch euch. Denn wenn ihr die Welt auflöset, ihr selbst aber euch nicht auflöset, so seid ihr Herren der Schöpfung und aller Vergänglichkeit." Und ebenso ist auch der Alexandriner Clemens ein Vertreter einer ganz vergeistigten Gnosis, wenn er den, der Gott erkannt hat, schon Gott werden läßt, wenn er das unvergänglich schöne Wort vom Gnostiker ausspricht, der die Gnosis Gottes der ewigen Seligkeit vorziehen würde.

Aber gegen den Orientalismus wie gegen diese Bibelkritik und ihre spekulativen Folgerungen erhob sich das alte apostolische Christentum in gewaltiger Machtentfaltung. Die Gefahr, von einer Hochflut halbheidnischer Vorstellungen wieder verschlungen

zu werden, war für das Christentum ungeheuer, die Taktik, der heidnischen Kritik Konzessionen zu machen, sehr bedenklich; wiesen doch die Griechen hohnlächelnd darauf hin, daß diese Sekten den hellenischen Ausstellungen ja schon recht gäben. Und endlich konnte es den Christen keineswegs gleichgültig sein, daß die Gegner aus den gnostischen Mysterien, aus deren Zauberspuk die Berechtigung ableiteten, auch das Christentum nur unter die östlichen Kulte miteinzureihen. Diese Gefahr ist in ihrer Größe erkannt und mit Aufbietung aller Kräfte bekämpft worden.

Aber der Osten wird nicht müde, neue Religionsgebilde zu schaffen. Schon war der ältere Gnostizismus im Erliegen, schon auch die Frage, ob Christus oder Mithras im römischen Reiche herrschen sollte, fast entschieden, da zeigte der Orient noch einmal seine ungeheure religiöse Schöpferkraft, und die Lehre des Babyloniers Mani drang gegen den Westen vor. Es war der letzte, der schwerste Kampf. — Mani, 215/6 n. Chr. als Sohn eines vornehmen Persers in Babylonien geboren, ist ein Religionsstifter nahezu von der Bedeutung wie Mohammed gewesen. Er wollte den Persern eine bessere Religion geben, nicht das apostolische Christentum verdrängen. Er knüpfte zwar an ein gnostisches System an, aber die Form seiner Lehre war noch heidnischer als die Gnosis. Wie alle Glaubensbekenntnisse der Zeit mit Ausnahme des Christentums nahm auch das seinige die verschiedensten Bestandteile in sich auf, wir finden parsistische, buddhistische, babylonische, hellenistische und orientalisch-christliche Elemente. Darum wirkte auch seine Lehre so tief, von Hochasien drang sie bis nach Spanien und Gallien hinein, vom 4. bis nahezu ins 12. Jahrhundert hat sie sich behaupten können und Kirchenvätern wie Kirchenfürsten die allerschwersten Stunden bereitet. Mani also, so erzählte die Sage, wurde durch einen Engel berufen, dann trat er im 28. Lebensjahre als Religionsstifter auf, er behauptete nach Buddha, Zarathustra, Jesus der letzte Gesandte Gottes zu sein. Seine Lehre war durchaus dualistisch; wieder treffen wir zwei Mächte, das Urlicht und die Finsternis, als den anfänglichen Zustand der Welt an. Das Urlicht besteht aus zweimal fünf Elementen, die den Namen von sittlichen Zuständen führen. Zu dem Lichtreiche aber gehört noch eine Lichterde, die ein Lichtgott regiert, eine Art himmlischer Abspiegelung der Men-

schenerde. Darunter liegt die Finsternis, sie ist wie die babylonische Tiâmat persönlich gedacht; sie hat wieder fünf Elemente, wieder eine Erde der Finsternis. Aus der Finsternis erwuchs der Satan, der den Kampf mit dem Reiche des Lichts begann. In diesem Streite nun tritt eine Unmenge sinnverwirrender, neu erzeugter mythologischer Gestalten auf; endlich siegt das Urlicht. Aus der Vermischung der Licht- und Finsterniselemente entsteht nun die sichtbare Welt. In ihr besteht das Mißverhältnis zwischen Licht und Schatten weiter fort, das auch im Menschen sich erhält; sein Leib ist von Dämonen erzeugt, seine Seele gehört dem Lichte, doch so, daß Adam mehr Lichtteile als Eva enthielt. Darum wird den Menschen ein Tröster, Jesus, der sie über diesen traurigen Zustand belehrt, gesandt. Es folgen dann mannigfache wild-phantastische Ausschmückungen der Fabel von Kain und Abel; endlich geht Adam ins Reich des Lichts ein, Eva zur Hölle. Von gleicher Zügellosigkeit der Einbildungskraft ist die Darstellung der letzten Dinge, die wir hier nicht zu verfolgen brauchen; genug, daß hier ebenso wie in allen sonstigen Anschauungen der Manichäer die Idee von der endlichen Vereinigung sämtlicher im All vorhandener Lichtelemente vorherrscht und dem Lichte die definitive Sicherheit vor der Finsternis gewährleistet wird.

Diese Idee vom Lichte durchdringt auch das Leben und die Ethik. Gewisse Speisen sollen genossen, weil sie Lichtteile enthalten, unreine Worte aus dem entgegengesetzten Grunde gemieden werden, desgleichen gewisse Beschäftigungen und unreine Handlungen und Gedanken. Die Gläubigen zerfielen dementsprechend, da alle unmöglich diese Gebote halten konnten, in „Vollkommene" und „Hörer"; die letzteren brachten den ersteren eine unendliche Verehrung, gleich wie Verklärten entgegen. — Die Lichtreligion charakterisiert sich auch im äußeren Ritus; die vier täglichen Gebete richten sich nach dem Stand der Sonne, der Inhalt des Gebets gilt allen den Lichtwesen des manichäischen Glaubens.

Über Christus dachte Mani ähnlich wie viele Gnostiker. Der von den Juden gekreuzigte Jesus heißt bei ihm „der Sohn der armen Witwe" und ist eine Art Teufel, der wahre Erlöser besaß einen Scheinleib, seine Geburt, Taufe, sein Leiden war Schein. Damit hängt dann eine genaue Scheidung zwischen Echtem und Unechtem in der Bibel zusammen; der Lichtprophet Mani hält im

Neuen Testament u. a. die Verklärungsgeschichte und danach die Ethik Christi für besonders echt. Das Alte Testament wird demzufolge gänzlich verworfen; Moses ist ein Apostel der Finsternis.

Mit Recht hat man den Manichäismus die vollendetste Gnosis genannt. Er nahm viele Elemente der schon erliegenden großen Sekte in sich auf und überflutete den Osten und Westen noch einmal mit einer Reihe von Vorstellungen des babylonischen Heidentums. Babylonische Bestandteile kannte ja auch der christliche Gnostizismus. Wieder machte die Kirche gegen den alten Feind im neuen Gewande Front. Aber er war schwerer zu überwinden als die eigentliche Gnosis. Augustin, der selbst lange Jahre im Lager der Manichäer geweilt, ist wohl einzelner Manichäer Herr geworden, aber großen Erfolg hatte er sonst gegen die Sekte nicht. Sie hielt sich, wie gesagt, bis tief ins Mittelalter unter dem Namen der „Katharer" (d. h. der Menschen der Reinheit). Neben dieser gnostischen Lehre hat noch eine andere Abart, die Sekte der Mandäer, die eine aus persischen, babylonischen, jüdischen Elementen entstandene christliche Sekte gebildet hatten, bis auf den heutigen Tag ihr Dasein zu fristen vermocht. Sie leben in den Sumpfgegenden des unteren Euphrat und Tigris und zählen angeblich ungefähr noch 1500 Köpfe: ein letzter höchst merkwürdiger Rest der alten Gnosis.

6. Jüdisch-christliche Apokalyptik.

In den gnostischen Systemen spielt die Phantasie oft eine besonders starke Rolle, noch weit stärker wirkt sie sich in den Apokalypsen aus. Auch hier ist das Christentum in nicht unbeträchtlicher Abhängigkeit geblieben, und zwar von Juden wie Griechen.

Im jüdischen Volke war mit der Zeit das persönliche Prophetentum versiegt. An seine Stelle tritt nun als Surrogat die Arbeit solcher Männer, die entweder einen alten Prophetennamen erborgen oder den eines anderen Gottesmannes sich zulegen. Es ist also eine apokryphe Schriftstellerei, die man übrigens keineswegs als Betrug bezeichnen darf. Religiöser Schriftstellerei kommt es selten auf den eigenen Namen, sondern nur auf die Sache an; das Werk irgendeines Vorgängers in dessen Geiste unter seinem Namen fortzusetzen, scheute sich in alten Zeiten niemand. Aber es herrscht ein gewaltiger Unterschied zwischen den alten Propheten

und diesen Zukunftssehern, die sich rühmen, ihre Nachfolger zu sein. Hatten die Propheten der alten Zeit ihr Volk aufgerüttelt und bessere Tage des irdischen Daseins versprochen, da das Volk Israel, von seinen Feinden befreit, im Innern ungestört, in Gerechtigkeit und Freude herrschen würde, so gestaltet sich nun dieses Zukunftsbild entsprechend dem traurigen Zustand der Dinge um. Die neue Anschauung teilt die Zeit in zwei Hälften, eine irdische hier, die viel Jammer und Leid bringt, eine übernatürliche dort in einem Reiche der Zukunft. Es bahnt sich eine Erwartung vom Geschicke der gesamten Welt an, d. h. vom Gerichte, das über diese Welt gehalten werden solle. Das Gericht soll vollzogen werden durch Gott oder seinen Gesalbten, den messianischen König Israels. Dieses Gottesreich der Zukunft umfaßt die ganze Menschheit, die unter Israels Zepter zu einem Weltreiche geeinigt wird. Die alte Welt wird vernichtet, eine neue entsteht. Der alte Gott Israels wird zum Gott und König der Welt. Unter ihm aber soll nun nicht nur das auserwählte Volk das Ziel seines Daseins finden, sondern es soll auch der Einzelne erkennen und fühlen, daß Gott sich seiner annimmt; auch er soll, eine Anschauung, die dem alten Glauben fehlt, in der Auferstehung das Reich der Herrlichkeit erblicken. Aber mit dem Frommen wird auch der Böse auferstehen, um im Gericht sein Urteil zu empfangen.

Diese Anschauungen, die ich hier vorläufig ganz summarisch wiedergebe, haben sich natürlich langsam genug entwickelt. Aber eine Zeit hat, wie das ja oft in der Geschichte sich wiederholt, durch einen gewaltigen Ruck diese Vorstellungen in raschen Fluß gebracht: es ist die Epoche des Königs Antiochos von Syrien. Antiochos ist einer der wenigen Griechen gewesen, die dem hellenischen Prinzip der religiösen Duldsamkeit nicht entsprochen haben. Als der syrische Herrscher die Juden hindern wollte, nach ihrem Glauben selig zu werden, da erhob sich das verzweifelte Volk gegen seinen Dränger, und die Löwenbrut der Makkabäer schlug dem törichten Könige Wunde auf Wunde. Der Niederschlag dieser furchtbaren Leidenszeit, da der Tempel des Herrn auf dem großen Altare heidnischen Brauch, den „entsetzlichen Greuel" sehen mußte, ist das Buch **Daniel** geworden, die erste aller unserer Apokalypsen und ihr viel benutztes Vorbild. Dem Seher dieses Buches stel-

len sich die Reiche der Welt unter dem Bilde von Tiererscheinungen dar, die aus dem Meere aufsteigen, das Reich der Heiligen in einer menschlichen, aus den Wolken des Himmels herabkommenden Gestalt. Das vierte furchtbare Tier, von dem hier die Rede ist, ist das griechische Reich, d. h. die Herrschaft des Antiochos. Die Weltherrschaft der Frommen vernichtet die Reiche der widergöttlichen Mächte; Israel wird nun zum Weltreich, aber auch alle verstorbenen Frommen sollen daran Anteil haben.

Es ist hier unmöglich, die einzelnen Momente dieser Zukunftshoffnungen zu verfolgen; es sind ihrer gar zu viele, manche widersprechen sich auch oder setzen sich in andere Formen um. Es gibt hier eine ganze große Literatur, die mannigfache Abhängigkeit der einzelnen Glieder untereinander zeigt, und die doch wieder in großer Verschiedenheit schillert. Im Mittelpunkte aller dieser Anschauungen steht zuletzt doch der uralt orientalische Dualismus, mag er nun in der Welt der Frommen, des gläubigen Israels, und im Gegensatze dazu in der Gesamtheit der Bösen sich begreifen oder Ausdruck finden in dem Widerstreite Gottes mit dem Erzfeinde, dem sogenannten Antichrist, einer Gestalt, zu deren eigenartiger Ausbildung in der Phantasie des Judenvolkes die Erscheinung des Syrers Antiochos Anlaß gegeben hat. Wir wollen also hier nur kurz die Hauptmomente dieser Eschatologie zusammenfassen. — Dem Anbruche des Heils soll eine Zeit besonderer Trübsal vorhergehen. Drohende Vorzeichen kündigen sie an: Sonne und Mond verfinstern sich, Schwerter erscheinen am Himmel, die ganze Natur verändert sich, die Sonne scheint in der Nacht, der Mond am Tage, besäte Äcker werden wie unbesät erscheinen. Vollends lösen sich unter den Menschen alle Bande der Ordnung. Nur die Sünde herrscht, alle bekämpfen sich untereinander, Freund den Freund, Sohn den Vater, Tochter die Mutter, Völker die Völker. Da erscheint — schon eine ältere Prophezeiung — Elias, um Frieden zu stiften und Ordnung zu schaffen, um dem Messias die Wege zu bereiten. Er kommt, der Auserwählte, der von Gott verborgen ward, ehe denn die Welt geschaffen wurde, sein Antlitz ist wie das eines Menschen und voll Anmut gleich einem der heiligen Engel. Er hat sich bisher verborgen gehalten und tritt nun plötzlich hervor, wenn die Welt 6000 Jahre gedauert hat: es ist dies die später noch so häufig erschei-

nende Vorstellung von der Weltwoche. Aber jetzt sammeln sich auch die feindlichen Mächte zum letzten Angriffe, unter der Führung eines dämonischen Wesens, des Antichrists. Doch das gewaltige Strafgericht Gottes vernichtet seine Macht; Jerusalem wird erneuert, die zerstreuten Juden werden versammelt, die zehn Stämme kehren aus der Verbannung zurück, das Reich Gottes wird aufgerichtet. Nun hat aller Krieg und Streit ein Ende, Friede, Gerechtigkeit, Liebe herrschen; die Natur zeigt eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, der Weinstock biegt sich unter der Last der Trauben. Die Menschen leben an die tausend Jahre und werden doch nicht alt und müde, die Frauen gebären ohne Schmerzen.

Wir haben diese Dinge, so sehr wir nach Kürze streben mußten, doch in einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt, weil wie so oft die christliche Anschauung unmittelbar unter der Einwirkung der jüdischen steht. Die christliche Apokalyptik setzte die jüdische fort, die älteren israelitischen Schriften wurden eifrig gelesen und erhielten auch wohl manche Zusätze. Und so ist denn auch die Apokalypse des Johannes ohne die Annahme einer jüdischen Grundlage ganz und gar nicht zu verstehen. — Denn wir müssen — das sei noch einmal betont — den Gedanken ganz aufgeben, daß die Offenbarung Johannis reine Vision sei. Sie ist es ebensowenig wie das Buch des Propheten Daniel, dessen Blicke, wenn er von dem vierten Tiere redet, d. h. dem Reiche des Antiochos, rückwärts sich richten auf das Selbsterlebte und von dort aus dann in die Zukunft zu schauen suchen. Denn dies ist in der ganzen derartigen Literatur das Entscheidende: es wird immer zuerst an die Vergangenheit angeknüpft und diese, d. h. also das schon Erlebte, als zukünftig verkündet. Das ist, wiederhole ich, mit nichten ein Trug. Die Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, kennt keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es gibt für ihn überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereignis. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter sind nur die Gesetze des eigenen Innern vorhanden. — Die Wissenschaft hat denn auch längst die Frage an die Offenbarung

Johannis zu richten aufgehört, wie ihre Erwartungen vom Ende der Dinge zu verstehen seien; nur noch einige englische und amerikanische Dunkelmänner wollen eine Menge erfüllter oder noch erfüllbarer Prophezeiungen darin finden. Sie treiben es damit geradeso, wie das erregte Volk es oft getan, wenn es zu Zeiten großer Not das prophetische Buch aufschlug. Aber diese Deutung, die man die endgeschichtliche nennt, ist seit längerer Zeit schon erledigt, und an ihre Stelle ist die zeitgeschichtliche getreten, die in der Apokalypse z. T. die Begebenheiten der eigenen Zeit, d. h. des ersten Jahrhunderts n. Chr. widergespiegelt findet, und mit ihr arbeitet die literargeschichtliche Forschung, die das Buch nach seinen Quellen gliedert, wie endlich die traditionsgeschichtliche, die in den Motiven der Apokalypse vielfache Übernahme uralter, oft unverstandener orientalischer Mythologie zu erkennen sucht. Uns interessiert das hier weniger, uns genüge die Tatsache, daß die Offenbarung Johannis durchaus kein einheitliches Buch ist. Denn auch die großartige Phantasie, die Erscheinung der vier apokalyptischen Reiter, ist einer neueren Untersuchung zufolge aus älterer Überlieferung herausgesponnen.

Wie kommen nun die Christen, die doch sonst in aller Stille zu arbeiten, die nur ruhige Ausübung ihres Gottesdienstes anzustreben scheinen, dazu, sich solcher Bücher zu bedienen? Darauf muß die Antwort verschieden lauten. Man erkennt einerseits an der Möglichkeit eines solchen Buches die Stärke der jüdischen Tradition, anderseits aber war das Christentum, wie ja auch die Worte des Herrn mannigfache Erwartungen vom Ende der Dinge aussprechen, wie ja auch Paulus ganz ähnlich denkt, stets darauf gefaßt, dieses Ende bald selbst noch mitzuerleben. Und dazu schien nun gerade der römische Staat Anlaß zu geben. Wir erwähnten oben mehrfach die Vorstellung vom Antichrist. Sie war auch nach dem Ausgange des Antiochos nie ganz aus der Anschauung der Juden geschwunden. Es ist das Eigentümliche in dieser ganzen Literatur, daß, wenn eine Prophezeiung sich nicht voll bestätigt, man nicht an ihr überhaupt zweifelhaft wird, sondern sie dann auf den nächsten Fall überträgt. Alles Grauen vor Antiochos als dem Antichrist ward nun auf einen anderen übertragen, der allerdings den Namen besser verdienen mochte als der Syrerkönig. Das war Nero. Unter ihm begann der entsetzliche Kampf

Roms gegen die Juden; ein Unglück, das einem jüdischen Apokalyptiker in schärfstem Widerspruche zur göttlichen Weltregierung zu stehen schien. Nun steigen die alten Bilder in der Seele des gemarterten Judenvolkes wieder auf, und die Schreckensgestalt des Imperators gibt ihnen fürchterliche Plastik. Erschauernd vernahm es ja der Erdkreis, daß der Sängerkaiser und wahnsinnige Kunstdilettant Hand an seine Mutter gelegt hatte, in der Hauptstadt las man an den Mauern beißende Inschriften auf den Mann, der einem Orest an die Seite getreten sei. Und als er endlich seinen Lohn erhalten hatte, glaubte man nicht an seinen Tod, sondern erwartete, daß er einst aus dem Osten, von dem Lande der Parther wiederkehren werde. Gegen Nero richtet sich nun das 13. Kapitel der Offenbarung Johannis. Es ist ursprünglich ein Stück aus einer jüdischen Apokalypse gewesen. Dann übernahm und bearbeitete es der Verfasser der Offenbarung, die ihre Veranlassung der Empörung des Christentums über die Anbetung des Kaisers verdankt. Mit Recht hat man also gesagt, die Offenbarung Johannis sei die Kriegserklärung des jungen Christentums gegen das römische Imperium gewesen. So ist denn für den christlichen Seher Rom das große Babel, er sieht die sündige Stadt schon gefallen, und unter gigantischen Tiererscheinungen stellt sich ihm das Bild des Imperiums, die Gestalt des Antichrists dar. Dem ersten Tiere wird Vollmacht gegeben, es zu treiben 42 Monate, d. h. $3^1/_2$ Jahre lang. Wieder eine Rückspiegelung der Vergangenheit: $3^1/_2$ Jahre lang hatte die Herrschaft des Antiochos in Judäa gedauert. Das Tier besiegt die Heiligen, bezwingt alle Länder. Die Todeswunde, die es empfangen, wird geheilt, d. h. Nero kehrt, wie auch die heidnische Volkssage wollte, zurück. Die Bewohner der Erde müssen ein Bild von ihm machen; wer es nicht anbetet, wird getötet. Damit hat der Apokalyptiker das Wesen des Imperiums deutlich gekennzeichnet und seinem Hasse gegen die Forderungen, die nach der Menschen Satzungen sind und nicht von Gott, leidenschaftlichen Ausdruck gegeben.

In den Zeiten des Domitian mag die Apokalypse des Johannes geschrieben worden sein, damals also, als zum erstenmal schwerer Druck auf den Christen lag. In ruhigeren Tagen tritt dann das Bild vom Ende der Dinge wieder zurück. Aber augenblicklich lo-

dern alle seine Züge wieder in flammenden Farben auf, wenn die Verfolgung hereinbricht. Doch noch immer sieht das Christentum der älteren Zeit in jeder Not das kommende, nahe Ende. Das Bild Neros verblaßt dabei mehr und mehr, wenn sich auch noch einige Charakteristika erhalten. So wissen denn aus den Zeiten der Verfolgung andere Schriften dieser Art zu künden, daß er naht, von den Enden der Welt, der flammende, muttermörderische Drache; der Dämon verwüstet alle Welt, unzählige Völker, auch die Hebräer vertilgt er, das alte Rom fällt. Aber Elias erscheint prophezeiend und wirkt Wunder; da versammelt Nero den Senat und läßt den Propheten ermorden. Doch nach drei Tagen erweckt ihn Gott wieder. Gleichwohl werden die Christen aus Rom vertrieben, das Schreckensregiment dauert $3^1/_2$ Jahre, dann aber kommt das Ende; denn nun naht der wirkliche Antichrist, der dem römischen Reiche, das durch böse Tribute alle Menschen plagte, ein Ende macht. Der Sieger erscheint auch in Judäa und tut viele Zeichen, um die Menschen zu verführen, aber zuletzt kommen sie doch hinter seine Schliche. Sie schreien zu Gott, und endlich greift der Herr ein. Er entläßt die zehn Stämme aus der Gefangenschaft, die dort ein Leben nach dem Gesetze geführt haben, alles beugt sich vor ihnen, da Gott mit ihnen ist, der Antichrist wird vernichtet, das Gericht beginnt. Die Sonne verbirgt ihren Schein, ein Feuerstrom wütet, die Sterne fallen vom Himmel, alles verbrennt, in Staub zerfliegen der Städte Mauern, endlich erscheint die Herrlichkeit des Herrn, und die Erde wird wieder erneut. — So sehen wir denn auch hier die große Stärke der Tradition immer wieder hervortreten, die mit neuen Vorstellungen uralte Motive vereinigt.

Mit tiefem Mißtrauen betrachtete die römische Regierung diesen aufgeregten und aufregenden Okkultismus. Nicht nur der felsenfeste, stille Glaube des Märtyrers, den der Zahn der Bestien in der Arena zerriß, war ihr zuwider, sondern in weit höherem Grade dieser Wahn, dieser von Mund zu Munde sich fortraunende, unter Angst und Zittern als Geheimlehre weitergegebene Glaube an das bald eintretende Ende aller Dinge, also auch des Römerreiches, des Babels der Apokalypsen. Aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. wissen wir, daß die Obrigkeit die Lektüre solcher Schriften bei Todesstrafe verbot. Schwere Verfolgungen aber beschworen immer wieder jene apokalyptischen Gestalten.

Doch die Verfolgungen nahmen mit der Zeit ihr Ende. Trotzdem blieben die einmal im Volksbewußtsein entstandenen Bilder in ziemlich ungeschwächter Kraft bestehen. Wenn man das Ende der Dinge auch nicht mehr jeden Augenblick erwartet: einmal muß es doch kommen, ein letzter Kampf ist noch nötig. Die schaffende Phantasie webt nun weiter an dem Bilde des Antichrists, das man sich mit unheimlicher Beflissenheit körperlich ausmalt. Der Antichrist soll jung aussehen, dünnbeinig, auf seinem Kopfe ist vorn eine Stelle von weißem Haar, seine Augenbrauen reichen bis zu seinen Ohren, während Aussatzgrind vorn auf seinen Händen ist. Er verwandelt sich vor denen, die ihm zusehen; er ist ein Kind und ein Greis, er verwandelt sich in allen Zeichen, aber die Zeichen seines Kopfes können sich nicht verwandeln.

Alle diese wunderbaren Geschichten werden nun aus dem Altertum in das Mittelalter übernommen und gehen zum Teil auch in die deutsche Kaisersage, in den Kyffhäusermythus über. Immer wieder erzittert die Welt vor dem Antichrist, der bald diese, bald jene Form annimmt; mancher Gläubige hat ja in Napoleon I. die Inkarnation des Enddämons zu finden gemeint. — Und von den anderen Stücken uralten Glaubens gilt das ebenso sicher. Die wunderbar gewaltige Anschauung von den Trompetenstößen der Engel, von der tuba mirum spargens sonum, von der Zeit, „wenn die letzt' Posaun' erklingt, die auch durch die Grüfte dringt", die noch heute nicht ganz verschwundene Vorstellung von einem einst nahenden tausendjährigen Reiche allgemeinen Friedens vor dem letzten Gerichte, sie wurzeln in der gewaltig erregten Phantasie der letzten jüdischen und der ersten christlichen Zeiten.

Neben diesen auf alte, zum Teil auf uralte orientalische Überlieferung zurückgehenden Apokalypsen stehen nun die viel einfacheren Unterweltsvisionen, die in der Hauptsache aus griechischen, d. h. orphisch-pythagoreischen Vorstellungen abzuleiten sind. Vor etwa 25 Jahren fand man in einem ägyptischen Grabe eine Handschrift, die sogenannte „Apokalypse des Petrus" enthaltend. Diese gewährte uns mehr als andere uns schon bekannte Schilderungen einen Einblick in die von griechischen Anschauungen stark beeinflußten Vorstellungen der Christen über Himmel und Hölle. Daher verdient wohl einzelnes eine Wiedergabe. So heißt es denn dort:

„Und ich trat zu dem Herrn und sprach: Wer sind diese? Er antwortete mir: Das sind unsere gerechten Brüder, deren Gestalt ihr ja schauen wolltet. Und ich sagte zu ihm: Und wo sind alle Gerechten, wie sieht der Himmel aus, in dem die wohnen, die solchen Glanz tragen? Und der Herr zeigte mir einen sehr weiten Ort außerhalb dieser Welt, über und über glänzend im Lichte und die Luft dort von Sonnenstrahlen durchleuchtet und das Land selbst blühend von unverwelklichen Blumen und erfüllt von Wohlgerüchen und von Gewächsen, die herrlich blühen und unverwelklich sind und gesegnete Frucht tragen. So stark war die Blüte, daß der Duft auch zu uns von dort getragen wurde.

Die Bewohner jenes Ortes waren bekleidet mit einem Gewande strahlender Engel, und ihr Gewand war gleichen Aussehens wie ihr Land, und Engel weilten dort unter ihnen. Und gleich war die Herrlichkeit derer, die dort wohnen, und mit einer Stimme priesen sie Gott den Herrn frohlockend an jenem Orte. Und es spricht der Herr zu uns: Das ist der Ort eurer Hohenpriester, der gerechten Menschen.

Ich sah aber auch einen anderen Ort, jenem gerade gegenüber, der ganz finster war. Und es war ein Ort der Strafe. Und die, welche gestraft wurden, und die strafenden Engel hatten ein dunkles Gewand an gemäß der Luft des Ortes.

Und es waren welche dort, die waren an der Zunge aufgehängt. Das waren die, welche den Weg der Gerechtigkeit lästerten, und unter ihnen brannte Feuer und peinigte sie. — Und es war da ein großer See gefüllt mit brennendem Schlamm, in dem sich solche Menschen befanden, welche die Gerechtigkeit verdrehten, und Engel bedrängten sie als Folterer. — Es waren aber auch sonst noch Weiber da, die an den Haaren aufgehängt waren, oben über jenem aufbrodelnden Schlamm. Das waren die, welche sich zum Ehebruch geschmückt hatten, und die, welche schändlichen Ehebruch mit ihnen getrieben, waren an den Füßen aufgehängt und mit dem Kopf in jenen Schlamm gesteckt, und sie sprachen: Wir glaubten nicht, daß wir an diesen Ort kommen würden. — Und die Mörder erblickte ich und ihre Mitschuldigen, die geworfen waren an einen engen Ort, der voll war von bösem Gewürm; und sie wurden gebissen von jenen Tieren und mußten sich so dort in jener Qual winden. Es bedrängten sie Würmer wie Wolken der Finsternis. Und die Seelen der Gemordeten standen da und sahen auf die Qual jener Mörder und sprachen: O Gott, gerecht ist dein Gericht.

Nahe an jenem Orte sah ich einen anderen engen Ort, in dem das Blut und der Unrat derer, die bestraft wurden, herabfloß und dort wie ein See wurde. Und dort saßen Weiber, die hatten das Blut bis an den Hals, und ihnen gegenüber saßen viele Kinder, die da unzeitig geboren waren, und weinten. Und von ihnen gingen Feuerstrahlen aus und trafen die Weiber über das Gesicht. Das waren die, welche unehelich empfangen und abgetrieben hatten. Und andere Männer und Weiber waren in Flammen bis zu der Mitte und sie waren geworfen an einen finsteren Ort und wurden gegeißelt von bösen Geistern und ihre Eingeweide wurden aufgezehrt von Würmern, die nicht ruhten. Das waren die, welche

die Gerechten verfolgt und sie verraten hatten. — Und nicht weit von jenen wiederum Weiber und Männer, die sich die Lippen zerbissen und gepeinigt wurden und feuriges Eisen über das Gesicht bekamen. Das waren die, welche gelästert hatten und geschmäht den Weg der Gerechtigkeit. — Und diesen gerade gegenüber waren wieder andere Männer und Weiber, die sich die Zungen zerbissen und brennendes Feuer im Munde hatten. Das waren die falschen Zeugen. — Und an einem anderen Orte waren Kieselsteine spitzer als Schwerter und jede Speerspitze, die waren glühend, und Weiber und Männer in schmutzigen Lumpen wälzten sich auf ihnen gepeinigt. Das waren die Reichen, und die auf ihren Reichtum vertrauten und sich nicht erbarmt über Waisen und Witwen, sondern das Gebot Gottes vernachlässigt hatten. — Und in einem anderen großen See, der mit Eiter und Blut und aufbrodelndem Schlamm gefüllt war, standen Männer und Weiber bis an die Knie. Das waren die Wucherer und die Zinseszins forderten. — Andere Männer und Weiber wurden von einem gewaltigen Abhang hinabgestürzt, kamen hinunter und wurden wiederum von den Drängern auf den Abhang hinaufzugehen getrieben und von dort hinabgestürzt und hatten keine Ruhe vor dieser Pein... Und bei jenem Abhang war ein Ort voll gewaltigen Feuers, und dort standen Männer, welche sich mit eigener Hand Götzenbilder gemacht hatten statt Gottes. — Und bei jenen waren andere Männer und Weiber, welche Stäbe von Feuer hatten und sich schlugen und niemals aufhörten mit solcher Züchtigung ... Und wiederum waren nahe bei jenen andere Weiber und Männer, die gebrannt und gefoltert und gebraten wurden. Das waren die, welche den Weg Gottes verlassen hatten."

Man entschuldige das lange Zitat voll von einer grausamen Phantasie. Aber es hat seine sehr belehrenden Seiten. Daß der Himmel viel zu kurz wegkommt und alle Vorstellungskraft sich auf die Hölle wirft, ist echt menschlich; wichtiger bleibt, daß unsere Anschauung über derartige Schilderungen durch dieses Stück und andere, die ihm gleichen, eine wesentliche Erweiterung erfährt. Denn wem steht jetzt nicht Dantes Inferno vor Augen mit allen seinen Sündenabstufungen und den verschiedenartigen Strafen, wem nicht mittelalterliche Gemälde vom Innern der Hölle! Es ist also eine unterbrechungslose Tradition, die von den ersten christlichen Zeiten zu diesen späten Erscheinungen führt. Aber eben wenn wir diese grobsinnlichen Vorstellungen von den Qualen der Verdammten und die farblosen Schilderungen der Seligkeit lesen, so hebt sich von allem dem doch die Apokalypse des Johannes glänzend ab. In ihr ist trotz aller nahen Beziehung zu gleichzeitiger und älterer Literatur, also trotz aller Buchweisheit, unendlich viel mehr Kraft und Frische als in den Parallel-

erscheinungen; sie tüftelt nicht, noch quält sie sich mit allerhand Fragen, wie die gleichzeitige jüdische Apokalyptik es wohl tut, sie wühlt nicht in raffinierten Folterqualen umher: sie greift mit lauter Stimme keck das Imperium Roms an, sie nennt dieses Babel mit dem Namen der großen Buhlerin, sie ist trotz aller Phantastik voll von dem Wahrheitsgefühle des Christentums, voll von einer seligen Hoffnung auf das nahende Ende der Dinge. Mit Recht, wenn auch erst nach langem Kampfe, ist die Offenbarung in den Kanon der christlichen Schriften mit aufgenommen worden; unser Bild vom jungen Christentum wäre durchaus unvollständig ohne sie, das beste Individuum aller Apokalypsen überhaupt. Das Christentum ist durchaus nicht in stiller Duldung der feindlichen Angriffe und der wilden Verfolgung seinen Leidensweg dahingeschritten, sonst wäre es eine Sekte wie andere auch geblieben, sondern es hat auch provoziert, hat vielmehr zuerst provoziert und angegriffen. Dies geschah nicht etwa allein durch den Mund berufener literarischer Vertreter wie der Apologeten, sondern zuerst durch den Enthusiasmus dieser erregten Phantasiestücke. Wo alle Vernunft, wo menschliche Kraft versagt, da werden überirdische Mächte, die Gestalten des Himmels, die Gewalten höllischer Abgründe beschworen; dieses ganze unheimlich gewaltige Wesen ist so recht des Christentums Sturm und Drang.

7. Die christliche Sibylle.

Der Enthusiasmus, die Hoffnung auf das baldige Ende aller Dinge, verbunden mit dem wilden Hasse gegen das Heidentum und besonders das verruchte Rom, ergießt sich nun in vollstem Strom in die sibyllinische Literatur. Freilich wieder nicht ohne das jüdische Vorspiel.

Der jüdischen Propaganda war jedes Mittel recht gewesen. Man hatte griechische Dichter der Vorzeit im Tone des Alten Testamentes reden lassen und Fälschung auf Fälschung gesetzt, um zu zeigen, daß die Weisheit der Griechen entweder die jüdische nachgeahmt oder eine dunkle Ahnung von ihr irgendwie durch Gott empfangen habe. So macht man denn auch die Sibylle zu einem Zeugen im Lager der Feinde. Man übernimmt heidnische Sprüche, um dadurch den Glauben an alte Überlieferung zu

verstärken, und erweitert sie durch solche, die den ganzen Verlauf der biblischen Geschichte, die vollzogene Ausbreitung des jüdischen Wesens, die Bestrafung aller Feinde des israelitischen Namens, zuletzt auch schon Roms verkünden, daneben aber auch manche moralische Sätze enthalten. Das Hauptthema der Sibyllen aber bleibt ebenso wie bei den Apokalypsen, mit denen sie sich vielfach nahe berühren, die Erwartung vom Ende der Welt, das sie in eine Zeit allgemeinen Friedens auf Erden setzen.

Etwa in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. beginnt nun die christliche Sibylle ihren Sang. Den Anlaß wird der Haß gegen Rom gegeben haben. Aber während die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, spricht diese Volksliteratur unumwunden vom steifnackigen Rom, das Gott vom Himmel treffen werde, auf daß es, vom Feuer verzehrt, auf dem Boden liegen und seine Stätte von Wölfen und Füchsen bewohnt werden solle. „Wo ist dann", ruft der leidenschaftliche Dichter pathetisch aus, „dein Palladium, welcher Götze wird dich retten, wo sind dann deine Senatsbeschlüsse! Hin ist der Ruhm deiner adlertragenden Legionen. Wo ist deine Macht, wo schließt noch ein Land ein Bündnis mit dir!" — Besonders ausführlich sind die christlichen Sibyllen natürlich in der Ausmalung des Endes aller Dinge und damit auch der Höllenstrafen, die sie ähnlich wie die ihnen nahe verwandten Apokalypsen schildern. Gleich ihnen reden sie von der Trompete des Gerichts, die vom Himmel jammervollen Laut geben werde, wimmernd über die Ruchlosigkeit der Unseligen und die Leiden der Welt. Und damit man ja nicht, wie die Griechen es vielfach taten, die Sibylle als eine Fälschung bezeichne, so hat man gerade die Verse, die vom Gerichte singen, akrostichisch gebaut, weil eine solche Anordnung nach heidnischer Anschauung (S. 35) den Stempel der Echtheit trug. — Sehr oft kehren dann Weissagungen von Christus' Erscheinung und Leben wieder. Nicht ohne Anmut, ganz im Stile der griechischen, die Epiphanie eines Gottes schildernden Dichtung, wird da denn auch die Verkündigung Mariä und Christi Geburt geschildert:

„Sie aber ergriff Verwirrung und Staunen zugleich, da sie es vernahm, und zitternd stand sie da; ihr Sinn war ihr betäubt, das Herz bebte bei der ungewohnten Kunde. Bald aber freute sie sich, und ihr Herz ward warm ob der Stimme, und bräutlich lächelte sie, rot ward ihr die Wange, Freude ergötzte sie, Scham bezauberte ihr den Sinn,

und der Mut kehrte ihr zurück. Das Wort aber flog ihr in den Leib, ward Fleisch mit der Zeit, und, im Mutterleibe Leben gewinnend, bildete es sich zur menschlichen Gestalt, und so ward ein Knabe durch jungfräuliche Geburt; ja, wohl ist das den Menschen ein großes Wunder, aber nichts ist ein großes Wunder für Gott den Vater und Gott den Sohn. Dem Kinde aber, als es geboren, streckte sich die Erde freudig entgegen, der himmlische Thron lachte, und es freute sich die Welt."

Mit besonderem Nachdruck wendet sich dann auch die Sibylle gegen die Heiden und ihren Götzendienst. Sie ist da das getreue Abbild der christlichen Apologeten, deren Gedanken bei ihr beständig wiederkehren.

„Gott selbst", ruft sie, „hat festgestellt des Sterblichen Bild und Gestalt, hat die Tiere gemacht, Kriechtiere und Vögel. Ihr aber verehret nicht, noch fürchtet ihr Gott, sondern ziellos irrt ihr, anbetend die Schlangen und den Katzen opfernd und den stummen Götzen, den steinernen Statuen der Menschen. Und in gottlosen Tempeln sitzt ihr vor den Türen und bangt nicht vor dem wahren Gott, der alles bedenkt, euch freuend an der Verruchtheit der Steine, das Gericht vergessend."

An anderer Stelle haben wir sogar heftige, aus halbphilosophischen griechischen Traktaten bekannte Ausfälle auf die Reichen und ihren Luxus, ohne daß der Dichter dabei der Mahnungen auch an die Christen vergißt, die er eindringlich vor der Teilnahme an heidnischen Opfern, auch wenn man sie dazu nötigen sollte, warnt.

Diese Sibyllen, von denen wir hier nicht noch weitere Proben geben wollen, haben ein ungeheuer zähes Leben behauptet. Mit der Verlegung des Herrschersitzes ward Konstantinopel ein Sitz der Orakel. Die alte Form des Hexameters hört nun auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Bei der steten Bedrängnis des Reiches, erst durch germanische Scharen, dann durch slavische und orientalische Völker, sind die Fragen an die Zukunft stets von gleicher Ängstlichkeit. Die Orakel, die man in Konstantinopel „Gesichte Daniels" nennt, verkünden vielfaches Elend, das über die einzelnen Provinzen des weiten Reiches kommen solle, aber auch eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bedeuten werde. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken, befanden sich in der Hauptstadt solche Gesichte oder Sibyllen. Diese byzantinischen Orakel haben denn auch schon früh die lateinischen Sibyllen des Westens,

z. B. die sogenannte tiburtinische entstehen lassen; von da ging endlich dieses Wesen nach Deutschland über. Die deutschen Sibyllen prophezeien den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an den dürren Birnbaum hängen und das Sehnen seines Volkes stillen soll. So lebt die Sibylle in aller Munde, die uralt-antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede des Thomas von Celano an Davids Seite als Zeugin des Weltunterganges auftreten kann. Aber selbst damit nicht genug: auch wir stehen noch unter den Nachwirkungen dieses Wesens. Wir brauchen uns nur an die berühmte Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern, die nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen ist.

So sind uns Apokalypsen und Sibyllen ein Zeugnis für alles das, was sich in den Tiefen der bangenden Volksseele zum Lichte emporbrängte, auch sie reden uns vom ängstlichen Harren der Kreatur, und sie nicht zuletzt verbinden uns mit jenen schweren Zeiten, in denen das Christentum sich solcher Nothelfer bedienen mußte.

8. Äußerer Ausgleich zwischen Christentum und Heidentum.

Wir haben hellenistische, jüdische, rein orientalische Einflüsse auf das Christentum feststellen können. Eine ganz andere Einwirkung erfuhr es nach seinem Siege, nach seiner Anerkennung. Es scheint zuerst merkwürdig genug, daß mit dem großen Erfolge des neuen Glaubens eine besonders starke Durchdringung, und zwar nun wesentlich durch das griechisch-römische Heidentum einsetzt. Aber die Ursache liegt nahe genug. Gewaltige heidnische Massen hatten sich jetzt, wenigstens äußerlich, bekehrt, und das Christentum, das oft liberaler verfahren ist, als heute so mancher Aufgeklärte weiß und wissen will, gestattete vorübergehend die Übernahme mancher Anschauungen und Bräuche; in anderen Fällen hat es sie auch kaum bemerkt, sondern wurde vom Strome der Weltentwicklung fortgerissen.

Besondere Einwirkungen der Art erfuhren der christliche Kult und die religiösen Gepflogenheiten. Die alten Feste werden übernommen, das Weihnachtsfest vom 25. Dezember ist der Geburtstag des Sonnengottes (vgl. S. 30), in anderen christlichen Feiern leben

andere heidnische fort. War es ferner schon bezeichnend für das Verhältnis zwischen christlicher und heidnischer Religionsübung, daß, wie bemerkt, bereits im 3. Jahrhundert ein Gebet der hermetischen Literatur von den Christen übernommen worden war, so wird jetzt der christliche Glaube und Gottesdienst immer tiefer in das Dunkel des Mysteriums gezogen, dessen Auswirkung wir auch in der Angleichung des äußeren liturgischen Zubehörs wahrnehmen. Dazu sind die Formen der Heiligenverehrung, Blumenspenden, Mahlzeiten, Trinkgelage an den Gräbern u.a. die des Heroenkultes; der heidnische Tempelschlaf wird auch bei den Christen allgemein, die in ihren menschlichen Nöten von ihren Helfern denselben Beistand erfahren wie die Heiden von ihren Heilgöttern. Gleichwohl heißt es hier die größte Vorsicht zu beobachten. Der auch im Altertum vorhandene Reliquienkult deckt sich trotz mancher ähnlichen Erscheinungen durchaus nicht völlig mit dem christlichen Brauche, dem im Gegensatze zum heidnischen die Teilung und die geistige Wirkung der Reliquien eignet. Noch weit nachdrücklicher gilt es zu betonen, daß einzelne Personen der Götter und Heroen nicht als Ganzes in die Gestalten christlicher Heiligen und Märtyrer übergegangen sind. Dagegen ist es unbestreitbar, daß die christliche Literatur eine große Anzahl heidnischer Erzählungen zur Ausgestaltung ihrer Legenden verwertet hat, und daß auch die philosophische Novelle neu in den Geschichten von christlichen Einsiedlern ersteht. Aber diese Wandergeschichten kennzeichnen auch schon die entsprechende heidnische Literatur.

Auch die Askese des Mönchstandes und ihre Formen sind nicht ohne den heidnischen Vorgang zu begreifen. Erst mit der Zeit werden sie, wie man neuerdings erkannt hat, Eigentum des Christentums und durchdringen sich dann immer inniger mit seinem Geiste. Das gesamte Mönchswesen aber bis auf seine berühmten mittelalterlichen Klosterbrauereien aus dem älteren antiken Eremiten- und Tempelwesen abzuleiten, ist entschieden ein Fehlgriff der neuen religionsgeschichtlichen Forschung gewesen.

Besonders belehrend ist für den ganzen Vorgang ein Blick auf die christliche Kunst. Wir hatten früher (S. 38) von dem mystischen Geiste der christlichen Seligenmahle gesprochen. In der späteren Zeit haben wir nun schon den bärtigen Christuskopf in der Form griechischer oder hellenistischer Göttertypen, dazu erscheint die

äußere Umgebung der biblischen Gestalten bis tief in die Zeit der byzantinischen Miniaturen in die mythische Formenwelt der hellenistischen Malerei eingetaucht. Aber mit vollem Recht hat ein gründlicher Kenner dieser Kunst davor gewarnt, sich diesen Vorgang allzu äußerlich vorzustellen; denn die christliche Kunst ist „nicht eine Tochter der Antike, sondern selbst Antike".

Eine unnötige Furcht vor der Anerkennung der Zusammenhänge zwischen dem Christentum und der Antike beherrscht heute noch manchen Gelehrten. Man glaubt wohl im Nachweise dieser Entlehnungen Tendenz wahrzunehmen, die etwas hämische Ausstellung eines Armutszeugnisses. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sollte man lieber auf den Ausdruck „Entlehnungen" verzichten, denn an ihm haftet in der Tat ein gewisser Vorwurf der Unselbständigkeit, den die unparteiische Forschung gerade hier vermeiden müßte. Das Christentum ist nun einmal keine bloße Ideenreligion, es hat mit Lebenden gelebt. Es nahm vieles, wie bemerkt, ganz unbewußt auf und hat dieses sich völlig zu eigen gemacht, in vielen Fällen etwas ganz Neues daraus gestaltet. Vergessen wir doch auch zuletzt nicht, daß die Erhaltung so vieler Kleinodien der klassischen Literatur der Antike das Werk erleuchteter christlicher Geister gewesen ist.

Eine geschichtliche Analogie zu diesem Prozeß bietet gerade das Griechentum. Wir wissen jetzt besser als früher, wieviel fremde Elemente in das so ursprünglich erscheinende hellenische Wesen eingedrungen sind. Es hat lange Zeit gekostet, diese Wahrheit zu ermitteln: ein Beweis dafür, mit welcher Kraft die Griechen es verstanden haben, die Einflüsse des Auslandes mit dem eigenen Dasein organisch zu verschmelzen. Über geschichtlichen Bildungen gleich dem Griechentum und Christentum wacht ein besonders gütiges Schicksal, das durch gesunde Blutmischung ihre Erhaltung gewährleistet.

III. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern.

1. Erste Waffengänge.

Es hat keine Bewegung der Geister gegeben, die mit gleicher Kraftentwicklung nach so verschiedenen Seiten Front gemacht hat wie das Christentum. Wir lernten die Apokalypsen und Sibyllen kennen, ihre Angriffe gegen Babel-Rom, wir werden uns nun mit den philosophischen Schriften gegen das Heidentum, d. h. wesentlich gegen die Vertreter der griechischen Weltanschauung, zu befassen haben. So bewies sich die Christengemeinde gegenüber der übrigen Welt allerdings als das, wofür sie sich, ihrer Bestimmung sicher, schon frühe ausgegeben hat, als ein neues Volk. Und wie ein rein defensiver Sieg eigentlich gar keiner ist, so hat auch das Christentum den Kampf auf der ganzen Linie fast nur als Angriff geführt. Das soll uns auch wieder dieses Kapitel lehren.

Die ersten Kämpfe bestand die junge Lehre mit dem Judentume: der erste Märtyrer war Stephanus, einer der hitzigsten Verfolger Paulus, der Neronische Christenmord war wahrscheinlich von Juden inspiriert, und noch aus späterer Zeit liegen uns Akten einer christlichen Auseinandersetzung mit dem Judentume vor, also daß einer der schärfsten Angreifer des Christentums, der Platoniker Celsus, im Eingange seiner Streitschrift noch einen Juden fingiert, der in diesem Kampf gewissermaßen den Aufklärungsdienst besorgen muß.[1]) Aber gleichzeitig beginnt auch, so jugendfrisch regt sich die Kraft der neuen Lehre, der Kampf mit den Griechen und Römern. Freilich ist dieser nicht etwas ganz Neues. Schon Jahrhunderte vor Christi Geburt hatten hellenistische Juden den Nachweis versucht, wieviel älter die jüdische Geschichte als die griechische, wie stark die kulturelle Abhängigkeit der Hellenen von den Israeliten sei. Aber auch die griechische

1) Die schon in den Evangelien hervortretende apologetische Tendenz berühre ich hier natürlich nicht.

Polemik hatte sich allem Anschein nach frühe geregt; denn die allegorische Schrifterklärung, wie spätere jüdische Gelehrte sie übten, ist ein Verteidigungsmittel gegen die hellenistische Kritik an der Bibel. Doch wir besitzen außerdem noch jüdische Schriften, die sich umfassender gegen das Heidentum wenden, Traktate des Philosophen Philon und eine Apologie des bekannten Historikers Josephus. Philon ist ein Mystiker, ganz von hellenistischer Anschauungsweise durchdrungen, kein Eiferer, so voll er sich des Gottesbewußtseins fühlt, so töricht er die Griechengötter findet; er will hinleiten zu einem beschaulichen Leben, in einer bestimmten jüdischen Sekte scheint er die Verwirklichung des Ideals gefunden zu haben. Aber er ist kein wirklich werbender Geist. Ihm zur Seite steht der grundverschiedene Josephus, ein Mensch voll von allgemein menschlichen wie spezifisch jüdischen Fehlern. Er ist im großen Judenkriege gegen Vespasian zur rechten Zeit für seine persönliche Sicherheit zum Landesfeinde abgeschwenkt und ins Lager der Flavier, denen er dann mit der Leidenschaft des Renegaten diente, übergegangen. Aber die Sache seines Volkes lag ihm gleichwohl am Herzen, und da die starke jüdische Propaganda im Römerreiche stets viele und energische Feinde fand, die mit scharfer Feder die Anmaßung der Juden bekämpften, so wandte er sich in einer Streitschrift gegen eine Anzahl dieser Autoren, um nachzuweisen, daß es nie in der Welt ein gerechteres, klügeres, bedeutenderes Volk als die Juden gegeben habe, daß sie in jeglicher Kultur von jeher den Griechen — diese sind ja der Hauptfeind — überlegen gewesen seien. Seine Polemik, so interessant sie für den Historiker ist, bleibt bis zuletzt, untermischt mit persönlichen Ausfällen, unerfreulich, ja widerwärtig: eine hochmütige, im Grunde saftlose Propagandaschrift.

Den Juden folgte wie oft das Christentum, den gewandten, rabulistischen Federn tiefernste Selbstoffenbarungen ohne die betriebsame Propaganda der älteren Religion. Wirkliche Apologien fehlen jedoch noch in der älteren Zeit; denn die Predigt des Paulus in Athen ist keine solche, obwohl der Hinweis auf den von den Griechen schon geahnten, den „unbekannten" Gott, den Paulus durch die Umbiegung einer athenischen Weihinschrift gewann, einen der späteren Apologetik vertrauten Gedanken enthielt. Auch die sogenannte Predigt des Petrus, eine apo-

kryphe, uns nur in längeren Zitaten erhaltene Schrift, ist keine eigentliche Apologie, sondern mehr eine Missionspredigt, untermischt mit apologetischen Stücken. Sie beginnt für uns mit dem Hinweise auf den einen Gott:

„So erkennet denn nun, daß nur ein Gott ist, der den Anfang von allem gemacht hat und auch die Macht über das Ende hat, und der unsichtbar ist und doch alles sieht, der nicht umfaßt wird und doch alles umfaßt, der nichts bedarf, und dessen alles bedarf, durch den alles ist. Er ist unbegreiflich, ewig, unvergänglich, ungemacht, er selbst hat alles gemacht durch das Wort seiner Kraft. — Diesen Gott nun verehret nicht nach der Griechen Art; denn sie lassen sich von Unwissenheit leiten und verstehen Gott nicht gleich euch nach eurer vollkommenen Erkenntnis, und sie machen sich von dem, worüber er ihnen Macht zur Benutzung gegeben, ein Bild, von Holz, Stein, Erz, Eisen, Silber und Gold, und stellen, was der Materie unterworfen war, aus solchem Stoffe und Gebrauch auf und verehren es, und was Gott ihnen zur Speise gegeben hat, die Vögel der Luft und die Fische des Meeres und das Gewürm auf dem Lande und die Tiere mit dem vierfüßigen Vieh des Ackers, Wiesel und Mäuse, Katzen und Hunde und Affen, verehren sie; und die eigenen Speisen opfern sie Tieren, die auch verzehrt werden, und Totes bringen sie den Toten dar, als ob diese Götter wären, und so erweisen sie sich Gott gegenüber undankbar, denn damit leugnen sie, daß er sei. — Und verehret Gott nicht nach der Juden Weise, denn auch jene glauben allein Gott zu erkennen und verstehen es doch nicht, indem sie den Engeln und Erzengeln, dem Monat und dem Monde dienen. Und scheint der Mond nicht, so feiern sie nicht den Sabbat, den sie den ersten nennen, noch das Fest der ungesäuerten Brote, noch den großen Tag." —

Dieses Stück läßt uns zwei wichtige Erkenntnisse gewinnen. Wie so oft ist die christliche Polemik gegen die Heiden zwar von der jüdischen abhängig, wendet sich aber doch wieder schroff eben gegen den jüdischen Kultus. Und anderseits zeigt sich noch ein großes Unvermögen der schriftstellerischen Form. Denn die Behandlung des (ägyptischen) Bestiendienstes ist ohne jeden Zusammenhang der Polemik gegen die Griechengötzen angeschlossen, so daß wir erkennen: unser Autor findet sich auf diesem Gebiete noch nicht ganz zurecht.

Diese Hilflosigkeit in gewissem Sinne bleibt auch noch für die Folgezeit bestehen; es hat etwas Rührendes, die noch ungewissen Tritte des alten Christentums auf dem Gebiete dessen, was man damals Philosophie nannte, zu sehen. Denn die Christen geben sich, so energisch sie sich gegen die griechische Philosophie wenden

müssen, doch vielfach auch für Philosophen aus, einerseits weil die literarische Gewohnheit des Altertums diese Klassifikation notwendig machte, andererseits weil sie doch oft genug auch eine gewisse Abhängigkeit von der hellenischen Philosophie fühlen mochten. Sie durften es jedenfalls mit demselben Rechte, wie so viele Wanderphilosophen, die damals in oft recht fragwürdiger Gestalt und von befremdlichem Äußeren in der Welt herumliefen und sich den erhabenen Namen von Philosophen beilegten. Und doch ist und bleibt das Verhältnis der Christen zur Philosophie ziemlich unklar. Die hellenische Bildung, die ganze sie umgebende Welt drückt ihnen für den Streit mit dem heidnischen Kultus durchaus dieselben Waffen in die Hände, wie sie damals und schon vor Jahrhunderten von den Philosophen verwendet wurden, aber dieser Streit ist doch nur Negation, die positive Verkündigung ihrer eigenen Lehre aber ist Religion, nicht aus dem denkenden Geiste entstanden, sondern in den heiligsten Schauern des gottdurchbebten Gemütes empfangen und geboren, ist Religion, aber nie Philosophie. Darum gibt es auch mehrere unter den Christen, die nichts von den Philosophen wissen wollen und sie heftig, sogar plump verhöhnen. Ja, selbst die Person des Sokrates bleibt manchem Christen nicht heilig. Die meisten erkennen, daß man mit ihm rechnen muß, manche erblicken in ihm eine Art Vorahnung des Christentums. Aber weil er im letzten Grunde dem Christentum und der Absolutheit seiner Forderungen an den Menschen doch nicht genügen kann, so sucht man allerhand Fehler an ihm zu entdecken, und so hat man ihn oft nicht minder als die anderen Philosophen verlästert. In späteren Zeiten, als das Christentum immer mehr auch die gebildeten Kreise ergriff, hat sich denn eine eigene christliche Philosophie herausgebildet, die wohl zuweilen der Religion in ihrem köstlichsten Kerne durch griechische Spitzfindigkeiten Zwang antat, aber in einem Augustin das spekulative Denken des Altertums noch einmal zu erhabenster Höhe gelangen ließ.

In der älteren Zeit aber sind wir noch nicht so weit, da haben wir einige wackere, einfache Leute, die sich zwar Philosophen nennen und sich abmühen, philosophisch zu denken, aber doch in unserem Sinne diesen Namen mit Recht nicht führen dürfen. Der älteste uns erhaltene dieser Streiter, der nicht ganz mit Recht

sogenannten Apologeten, ist der vor 30 Jahren entdeckte **Aristides**, der sich selbst einen Philosophen von Athen nennt. Die Apologie ist an den Kaiser Antoninus Pius gerichtet, einen wenig energischen, nicht mehr jungen Mann, der die Schrift, wenn sie überhaupt je in seine Hände gelangt ist, wohl einfach zu den Akten gelegt haben wird. Denn was sollte er mit ihr auch viel anfangen? Er als Mann der heidnischen Bildung konnte von dieser Schrift kaum besonders tief berührt werden, die mit der alltäglichsten Polemik gegen die falschen Götter und die Götzen des Griechentums begann: derartiges mochte er oft und besser bei den Philosophen des Tages gefunden haben. Wir aber denken und empfinden heutzutage ganz anders. Für uns ist's eine köstliche Urkunde, ein — ich wiederhole den Ausdruck — rührendes Dokument für die Geschichte dieser Streitliteratur. Der Autor steht in dem ersten polemischen Teile ganz unter dem Banne der Tradition, er bringt, oft in sehr ungeschickter Darstellung, fast nur ganz alltägliche Gedanken zum Ausdruck, die damals in der Luft lagen. Sie sind ihm etwas Fremdes, äußerlich Angeeignetes, aber er ist von ihrer Wahrheit, weil sie ihm überliefert sind, durchdrungen, und wiederholt sie daher gern, damit sie sich recht einprägen, ja, es ist fast, als ob er sie selbst noch für sich repetierte. So ist er trotz seines Philosophennamens hier noch ein völliger Anfänger, aber gerade dies fesselt den Historiker, und macht ihm den Mann interessanter als manchen geschickten Autor und Literaten der Folgezeit. Seine Apologie beginnt nun auf gut stoische Weise:

„Ich, o Kaiser, kam durch die Vorsehung Gottes in die Welt. Und da ich betrachtete den Himmel und die Erde und das Meer, die Sonne, den Mond und alles andere, staunte ich über die Ordnung dieser Dinge. Ich begriff aber, daß diese Welt und alles in ihr durch die Notwendigkeit bewegt wird, und sah ein, daß, der sie bewegte und beherrschte, Gott sei, der da ist verborgen in ihnen und bedeckt von ihnen; denn alles, was bewegt, ist stärker, als was bewegt wird ..."

Ein Eindringen in diese letzten Gründe aber lehnt Aristides ab, denn Gott könne von niemandem erfaßt werden:

„Ich sage aber, daß Gott ist unerzeugt, ungemacht, daß er von niemandem umfaßt wird, sondern selbst alles umfaßt, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unsterblich, vollkommen und unbegreiflich. Vollkommen aber... bedeutet dieses, daß in ihm nicht ein Mangel ist, und nicht ist er irgendeines Dinges bedürftig, aber alles ist seiner bedürftig.

Und daß ich sagte, daß er ohne Anfang sei, bedeutet, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende hat, und was ein Ende hat, ist auflösbar. Einen Namen hat er nicht, denn alles, was einen Namen hat, ist Genosse der Kreatur. Eine Gestalt hat er nicht, auch nicht Zusammensetzung von Gliedern; denn wer diese besitzt, ist Genosse der geschaffenen Dinge."

Und so geht es weiter, Gott wird nach älterem Vorgange durch rein negative Wesensbezeichnungen charakterisiert. Danach scheidet der Autor drei Geschlechter von Menschen im Hinblick auf die Religion: die Anbeter der Heidengötter, die Juden und die Christen. Er zeigt nun, wie die Heiden alle in die Irre gegangen seien, die Verehrer der Elemente und Gestirne nicht minder wie die der poetischen Griechengötter, zeigt das auf eine sehr ermüdende Weise, deren Refrain immer derselbe bleibt, daß diese Gegenstände der Verehrung entweder veränderlich seien oder bestimmten Gesetzen unterworfen, oder endlich sich selbst nicht zu helfen vermöchten. So heißt es z. B. von der Sonne, sie könne nicht Gott sein, denn sie bewege sich nach einem gewissen Zwange, habe bestimmte Pflichten, lasse sich in ihrem Laufe berechnen und entbehre ganz des eigenen Willens. Mit besonderer Schärfe geht Aristides dann gerade wie die jüdischen Literaten gegen die hochmütigen Griechen vor, die da sich weise dünken und doch schlimmer als die Barbaren, z. B. die Anbeter der Sonne, geirrt haben. Ihre Mythen und religiösen Vorstellungen werden nach bekanntem Schema zerpflückt, und der Apologet hält den Gegnern vor, wie sehr eine solch sündige Gesellschaft gleich den Olympiern geeignet sei, jegliche Sitte und Tugend durch ihr schlechtes Beispiel zu untergraben: auch dieser Vorwurf ist ganz nach griechischem Muster. Besonders schwelgt der Autor natürlich in den Sünden des Zeus und entrollt eine jener langen Leporellolisten, auf denen alle Ehebrüche des Götterkönigs verzeichnet waren. Greifen wir zur Charakteristik noch einiges heraus, z. B. den Abschnitt über Apollon und Artemis:

„Und nach diesem führen sie einen anderen Gott ein und nennen ihn Apollon. Und sie sagen von ihm, daß er sei eifersüchtig und veränderlich, und bald einen Bogen und Köcher halte, bald aber eine Kithara und und ein Plektron, und er weissagt den Menschen, damit er von ihnen Lohn empfange. Ist denn nun dieser Gott des Lohnes bedürftig? Es ist schimpflich, daß dies alles gefunden wird in einem Gott. — Und nach ihm führen sie ein Artemis, eine Göttin, die Schwester des Apollon,

und sagen, daß sie eine Jägerin gewesen ist und einen Bogen und Pfeil trug und auf den Bergen umherstreifte, die Hunde führend, um entweder die Hirsche zu jagen oder Wildeber. Es ist schimpflich, daß ein jungfräuliches Mädchen allein umherstreift auf den Bergen und auf Tiere Jagd macht. Und deswegen ist es nicht möglich, daß Artemis eine Göttin sei."

So geht es weiter bei jedem Gotte; ich denke, wir haben einen Begriff von der Eintönigkeit und dem Mangel an Originalität bekommen. Dieselbe Schwäche bekundet denn auch die nachfolgende Behandlung des ägyptischen Tierkultes, die wir als zum Inventar dieser Literatur gehörig schon kennen gelernt haben.

Aber nun setzt das Neue, das Erquickende ein. Nach einer kurzen Besprechung der jüdischen Religion, deren Anhängern der Christ das Lob vollkommenerer Gotteserkenntnis und großer Nächstenliebe nicht verweigert, geht er mit inniger Wärme und überzeugender Kraft zu den Christen über, von deren Leben er eine eingehende Schilderung entwirft. Sie enthält gegenüber den vielfachen moralischen Vorschriften des alten Christentums, gegenüber dem Soll das Haben der Christen und sticht in wohltuendster Weise ab von dem unerträglichen Selbstlobe der Juden in ihren apologetischen Schriften; denn vieles, was hier zum Preise christlicher Sitte und Zucht gesagt wird, wird uns von anderer, von heidnischer Seite, z. B. von dem mit kühler Skepsis die Christen betrachtenden Lukian, bestätigt.

„Sie treiben", so heißt es, „nicht Ehebruch... und geben nicht falsches Zeugnis ab und reißen nicht ein Depositum an sich, und nicht gelüstet sie nach dem, was ihnen nicht gehört; sie ehren Vater und Mutter, und denen, welche ihnen nahe sind, erweisen sie Gutes, und sie richten in Gerechtigkeit. Und die Götzen nach dem Bilde der Menschen beten sie nicht an, und etwas, was sie nicht wollen, daß es ihnen andere tun, tun sie niemandem an, und von der Speise der Götzenopfer essen sie nicht, denn sie sind rein, und denen, welche sie bedrücken, reden sie zu und machen sie zu ihren Freunden und ihren Feinden tun sie Gutes. Und ihre Weiber sind rein, o Kaiser, wie Jungfrauen und ihre Töchter sanftmütig, und ihre Männer enthalten sich von . . . aller Unreinigkeit wegen der Hoffnung der zukünftigen Vergeltung, die bevorsteht in der anderen Welt. Die Knechte aber und Mägde oder die Kinder, die etwa einzelne von jenen haben, unterweisen sie, daß sie Christen werden, wegen der Liebe, die sie zu ihnen haben. Und wenn sie es geworden sind, nennen sie sie Brüder ohne Unterschied. Die fremden Götter beten sie nicht an und in aller Demut und Güte wandeln sie, und Lüge wird nicht bei ihnen gefunden. Und sie lieben einander und von den Witwen

wenden sie nicht ab ihre Aufmerksamkeit und die Waise befreien sie von dem, der sie vergewaltigt, und der, welcher hat, gibt dem, der nicht hat, ohne Neid, und wenn sie einen Fremden sehen, so bringen sie ihn in ihre Wohnungen und freuen sich über ihn wie einen wahren Bruder; denn nicht nennen sie Brüder, die es im Leibe sind, sondern Brüder, die es im Geiste und in Gott sind. So oft aber einer von ihren Armen aus der Welt geht und ihn irgendeiner von ihnen sieht, so nimmt er sich nach Kräften seines Begräbnisses an. Und wenn sie hören, daß einer von ihnen gefangen ist oder bedrückt wegen des Namens ihres Messias, so nehmen sie sich alle seiner Notdurft an, und wenn es möglich ist, daß er befreit werde, so befreien sie ihn. — Und wenn bei ihnen jemand ist, der bedürftig und arm ist, und sie nicht überflüssigen Bedarf haben, so fasten sie zwei oder drei Tage, damit sie den Armen erfüllen den Bedarf ihrer Nahrung... An allen Morgen und zu allen Stunden, im Hinblick auf die Wohltaten Gottes gegen sie, loben und preisen sie ihn und in betreff ihrer Speise und in betreff ihres Trankes danken sie ihm. Und wenn ein Gerechter unter ihnen aus dieser Welt geht, so freuen sie sich und danken Gott und geleiten seinen Leichnam, als wenn er von einem Orte zu einem anderen reiste. Und wenn einem von ihnen ein Kind geboren wird, so loben sie Gott, und wenn es sich wiederum ereignet und es in seiner Kindheit stirbt, so loben sie Gott gewaltiglich, weil es durchschritten hat die Welt ohne Sünden. Und wenn sie wiederum sehen, daß einer von ihnen gestorben ist in seiner Gottlosigkeit oder in seinen Sünden, so weinen sie über diesen bitterlich und seufzen als über einen, der im Begriff ist zur Strafe zu gehen... Und so vollenden sie die Zeit ihres Lebens. Und weil sie erkennen die Wohltaten Gottes gegen sie, siehe, so dauern die Schönheiten, welche in der Welt sind, fort..." —

Nun wird der Kaiser aufgefordert, diese Schriften selbst in die Hand zu nehmen; dann werde er erkennen, daß Aristides nicht der Anwalt der neuen Lehre sei, sondern aus unmittelbarem Drange so habe reden müssen, weil er die christlichen Schriften gelesen und auch die Weissagungen darin bestätigt gefunden habe, mit anderen Worten, weil er bis vor kurzem selbst noch Heide gewesen sei. Noch einmal betont der Schriftsteller stärker als zuvor, daß nur die Christen durch ihr Gebet die Existenz der Welt verbürgten, noch einmal wirft er einen Blick voll Abscheu auf die Griechen, ermahnt sie, alle Verleumdungen gegen die Christen aufzugeben und sich zu bekehren, und schließt dann, wie später so manche ähnliche christliche Schrift, mit dem Hinweise auf das kommende Gericht Gottes.

Diese alte Apologie, die uns ein glücklicher Zufall als ein Ganzes wieder beschert hat, bleibt für viele, die ihr nachgefolgt

sind, der Typus. Denn immer wieder, oft in recht ermüdender Breite und sehr unoriginell, wird der Kampf gegen die heidnischen Anschauungen geführt, und nur der positive Teil, die Hervorhebung dessen, was die Christen nun wirklich leisten, spricht zu unserem Innern, wie es Aristides im zweiten Teile seiner Schrift getan.

Ältere heidnische Polemik gegen die Christen und christliche Entgegnungen.

In dieser Apologie sehen wir nun das Christentum schon mitten im heftigsten Kampfe gegen seine Feinde. Denn wenn der Apologet die Heiden auffordert, von ihren Verleumdungen abzustehen, so handelt es sich dabei um das törichte Gerede über die Christen, um die Beschuldigung wegen Gottlosigkeit, Kannibalismus und Unzucht. Aber viele andere Angriffe, feinere, spitzigere, hatten sich schon diesen plumpen, mehr demagogischen zugesellt. Zunächst scheint die Polemik der Gegner, und zwar, wie bemerkt, nicht ohne heftige Anteilnahme der Juden an diesem Kampfe, schon früh die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion getroffen zu haben, man schilt ihn hilflos, schwach und wenig tapfer gegenüber seinen Feinden, man begreift nicht, daß der Sohn Gottes, wenn er es denn wirklich ist, sich nicht in seiner ganzen Herrlichkeit den Richtern gezeigt habe, man nennt ihn um seiner Wunder willen einen Zauberer. Dem entsprechen in der heidnischen Anschauung denn auch die Vorstellungen vom Christengotte. Wenn er wirklich ewig ist — so fragen die Hellenen ähnlich wie früher die Epikureer ihre stoischen Gegner —, wo war er dann vor der Erschaffung der Welt, was hat er damals getan? Außerdem, heißt es weiter, stellen sich die Christen Gott nicht minder menschlich wie die Griechen ihre eigenen Götter vor: wie kann man z. B. von Gottes Finger reden, wie daran denken, daß Gott im Paradiese spazieren gegangen? Ist nun Christus nicht von Gott gegen seine Feinde geschützt worden, so sind es auch seine Nachfolger nicht; warum schirmt Gott sie denn nicht vor der Ungerechtigkeit? Wenn diese sich nun aber, wie sie doch immer vorgeben, so sehr nach Gott und dem Tode sehnen, so sollten sie doch ein Ende machen und durch freiwilligen Tod zu Gott gehen. Und ferner, wenn Gott die Götzen und ihren Dienst wirklich haßt, so bleibt es doch sehr

merkwürdig, daß er nicht eingreift, nicht die Götzendiener vernichtet. Im übrigen irren sich die Christen sehr über ihre Gegner; diese denken ja gar nicht daran, die Bilder selbst zu verehren, die Bilder sind nur ein Behelf für die menschliche Schwäche. Auch wissen Griechen und Römer sehr wohl, daß ein Gott die Welt regiert, aber geradeso, wie der Cäsar viele hohe Beamte unter sich hat, so stehen viele Götter als Vollstrecker des höchsten Willens unter einem Gotte — wir kennen diese Vorstellung der Stoa (S. 15). Diese Untergottheiten weiter anzubeten ist einfach Pflicht der Pietät. Mit der christlichen Lehre steht es auch gar nicht so, wie ihre Bekenner vorgeben, sie ist durchaus nicht einheitlich, sie spaltet sich ebenso wie die Philosophie in Sekten. Aber Philosophen sind die Christen doch nicht; denn was für eine obskure, ungebildete, lichtscheue Gesellschaft bilden sie doch. Gedrückten und trüben Wesens, von blindestem Autoritätsglauben besessen, suchen sie auf die Menschen durch Furchtgründe, durch Schilderungen vom Weltuntergang zu wirken!

Auf diese Vorwürfe, die zum Teil nicht ungeschickt waren, geben die Christen oft nur halbe und ausweichende Antwort. Es ist überhaupt in diesem Kampfe, der sich durch Jahrhunderte hindurchzieht, Jahrhunderte hindurch die Argumente auf beiden Seiten nur langsam verändert, hier wie dort viel an gründlichen Mißverständnissen geleistet worden, beide Parteien reden oft aneinander vorbei, weil sie beide von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Gründe und Gegengründe entscheiden überhaupt den Streit der Geister und Herzen niemals. Aber eine Reihe von Beschuldigungen haben die Christen doch aus der Welt schaffen und durch ihr Leben widerlegen können. Die Wut der Heiden über die Zurückgezogenheit der Christen, über ihr Winkelwesen äußert sich in den eben berührten Anklagen. Da es nun in Rom damals geheime Gottesdienste gab, die nach orientalischer Sitte in blutigen und wollüstigen Kulthandlungen und Vorstellungen schwelgten, so konnten solche Beschuldigungen einen gewissen Boden finden, um so mehr, als eine große Gemeinschaft von Christen, die Gnostiker, im Anschlusse an orientalische Mysterien sich in ihren Konventikeln sonderbarer Symbole und Zauberformeln bediente. Nicht zuletzt darum hat die Kirche, wie wir gesehen haben, auch die Notwendigkeit erkannt, mit diesen Sekten ein Ende

zu machen. Hier ist es nun den Christen mit der Zeit gelungen, die Feinde in der Hauptsache mundtot zu machen; die Entwicklung der Dinge selbst half ihnen, die zunehmende Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes widerlegte diese Beschuldigungen, und in späteren Jahrhunderten ist von ihnen denn auch kaum mehr die Rede.

Eine eingehende Betrachtung dieses Geisterkampfes lehrt uns nun, wie schon öfters bemerkt, die übrigens in der Geschichte aller Zeiten sich stets wiederholende Tatsache kennen, daß bei der Gleichheit der Gegensätze auch die in diesem Streite geführten Waffen so ziemlich dieselben bleiben, ja, daß teilweise die Kämpfe der heidnischen Philosophie, der Stoiker, Epikureer und Skeptiker sich hier fortsetzen (vgl. S. 9ff.). Aber aus dieser Tradition, deren ermüdendes Fortwuchern durch viele langweilige Traktate bezeugt wird, hebt sich doch immer wieder die menschliche Persönlichkeit heraus, die Kraft des Individuums, das aus der eigenen Brust neue Töne hervorzuholen vermag. Da steht denn vor uns die Gestalt des Apologeten und Märtyrers Justin. Er war von heidnischen Eltern etwa um das Jahr 100 geboren. Zuerst seines Zeichens Platoniker, wie man damals irgendeine philosophische Farbe, oft freilich eine recht blasse, bekannte, sah er nach eigenem Zeugnis, daß die Christen verleumdet wurden, und in der Anschauung ihres Todesmutes vor Gericht gewann er die feste Überzeugung, daß Verbrecher einen solchen Sinn nicht haben könnten. Auch er hat voll von dem neugewonnenen Glauben etwa im Jahre 150 eine Apologie an den römischen Kaiser Antoninus Pius gerichtet. Aus dieser redet nun, obwohl der „Platoniker" durchaus noch kein klarer Kopf ist, schon ein ganz anderer Geist als aus der erst behandelten Apologie des Aristides. Sie wendet sich an den Kaiser und seine Mitregenten mit der nachdrücklichen Forderung, den Christen endlich Gerechtigkeit zu gewähren. Es genügte damals, da Christentum und Opferfeindschaft dasselbe waren, die Anklage auf christliches Bekenntnis überhaupt; gab jemand vor Gericht zu, daß er Christ sei, so wurde er als Anhänger einer verbrecherischen Sekte verurteilt, leugnete er, so war er frei, vorausgesetzt, daß man seinem Zeugnis nicht mißtraute. Geradeaus dringt nun der Apologet auf den Kaiser und seine Genossen ein: „Ihr heißt", ruft er, „Fromme und Philosophen und

Diener der Gerechtigkeit, es wird sich aber zeigen, ob ihr's wirklich seid. Denn schmeicheln können wir nicht, wir sind nicht von Gefallsucht wie die Abergläubischen den Menschen gegenüber befangen. Uns kann nach unserer Überzeugung nichts Übles widerfahren, ihr habt wie die Richter des Sokrates die Macht, uns zu töten, aber nicht uns zu schädigen (vgl. S. 14). Wir verlangen Prüfung der Anklagepunkte und Bestrafung, wenn es sich so verhält, wie man sagt, im anderen Falle beleidigt ihr aus Leidenschaft euch selbst. Unser Name tut nichts zur Sache; sind wir wirklich böse Menschen, so darf er uns nichts helfen, aber wenn unsere Handlungsweise gut ist, so darf der Name ‚Christen' an sich uns auch nicht schaden. Jeder Übeltäter hat das Recht auf Untersuchung seiner Sache; dasselbe verlangen auch wir von euch. Euer bisheriges Verfahren ist das Werk böser Geister, böser Dämonen; sie waren zu der Zeit, da Sokrates vor seinen Richtern stand, tätig, sie treiben auch jetzt euch zu urteilslosem Vorgehen an. Gewiß gibt es auch böse Christen, die mit Recht Verurteilung gefunden haben, aber eben darum muß das Leben eines jeden Christen, der vor Gericht steht, geprüft, und darf erst danach entschieden werden. Dies alles aber sagen wir nur euretwegen; denn wir könnten ja leugnen. Das aber sei ferne; wir streben nach dem ewigen Leben — ist dies ein Irrtum, so trifft er uns allein und niemanden anders."

Mit großer Kühnheit hat der Apologet gesprochen; aber er wagt noch mehr. „Wir sind euch ja selbst", fährt er mit Benutzung eines Philosophenwortes fort, „Helfer zum Frieden, wenn wir meinen, böse Menschen könnten sich Gott nicht entziehen. Dächten alle Menschen an das Gericht, so würden sie besser werden. Sie sündigen aber, weil sie glauben, euch, den Sterblichen, sich zu entziehen. Sonst würden sie sich auch der schlechten Gedanken enthalten. Aber ihr fürchtet wohl solch eine allgemeine Gerechtigkeit, fürchtet, keine Gelegenheit zur Strafe zu haben. Das wäre Henker-, nicht Herrscherweise, das Werk böser Dämonen. Doch ihr wollt ja Frömmigkeit und Philosophie. Wenn ihr aber vor die Wahrheit das Herkommen setzt, so merket wohl, daß solche Herrscher so weit wie Räuber in der Wüste kommen." — Dann folgt eine Betrachtung der christlichen Tugenden und der Lehre, an der das Heidentum stets besonderen Anstoß nahm, der Lehre von

der Auferstehung. „Wie gering“, ruft Justin, „schätzen die Gottes Macht, die da sagen, man gehe zurück, woher man gekommen. Diese hätten doch gewiß auch nicht geglaubt, daß diese ganze Welt, so wie sie ist, habe entstehen können. Besser ist zu glauben, was der eigenen Natur und den Menschen unmöglich ist, als gleich den anderen ungläubig zu sein. Wenn wir also großartiger denken als eure Philosophen, warum werden wir da gehaßt?“

Noch aber sucht der Apologet, der einen Sokrates hochstellt und die Philosophie schätzt, eine Art Vermittlung. Er entdeckt allerhand Bindeglieder zwischen den Griechen und Christus, auch in der Religion der Hellenen findet er verwandte Vorstellungen, so unendlich viel höher als die Moral des hellenischen Götterolymps auch die christliche Sittlichkeit für ihn steht. Christi Ankunft, ja sein ganzes Leben ist von den Propheten vorhergesagt worden. Wir glauben daran und infolgedessen auch an das Gericht. Übrigens sagt Platon ja Ähnliches; alles eben, was die Griechen über diese Dinge erzählen, verdanken sie den Propheten; widersprechen sie diesen jedoch, so liegt dies an ihrem mangelnden Verständnisse. So hat denn der Geist Gottes auch schon früher, bemerkt Justin in deutlicher Benutzung heidnisch-philosophischen Denkens, in den Menschen gewirkt, und keiner, der vor Christus in seinen Sünden gestorben ist, hat eine Entschuldigung. — Es folgen Ausführungen über die bösen Listen der Dämonen, über die Taufe und namentlich eine berühmte Darlegung der Abendmahlsgebräuche, eine christliche Sittenschilderung, danach zerstreute Betrachtungen über die Dämonen, das Selbstbekenntnis über die eigene Bekehrung, zuletzt ein Appell an die kaiserlichen Majestäten.

Hinter dieser ganz unkünstlerischen, ja dispositionslosen Schrift steht noch kein Denker im eigentlichen Sinne, aber doch ein durch das Christentum über sich selbst hinausgehobener adliger Mensch, ein Mann von rücksichtslosem Freimut, unbeugsamem Rechtsgefühl und weitem Herzen für den Wahrheitsdrang der griechischen Philosophie. Freilich ist seine Stellung zu ihr wenig einheitlich. Er will alle, die vor Christus mit dem Logos gelebt haben, Platon und namentlich Sokrates, als Christen in Anspruch nehmen und betont immer wieder die mehrfache Übereinstimmung der christlichen Lehren mit den platonischen und auch stoischen, um dann doch diesen Einklang ganz äußerlich aus der Benutzung der

Bibel durch jene Philosophen zu erklären. Aber eine derartige Unsicherheit fällt durchaus nicht ihm allein zur Last; auch in der alexandrinischen Schule, die Philon für uns repräsentiert, herrschte ähnliche Unklarheit. Eine Konsequenz dieser Haltung ist die Beurteilung von Sokrates' Tod, den er als ein Werk der Dämonen ansieht, um demungeachtet eine tiefere Wirkung dieses Endes herbe in Abrede zu stellen. — Hochbedeutsam ist auch seine Dämonologie, die der gleichzeitigen heidnischen entspricht, aber doch noch weit über diese hinausgeht. Innerhalb dieser hat auch Christus' Person ihre besondere Stellung als des großen Dämonenbesiegers erhalten. — Alles in allem erkennt man ein reizvolles Werden, ein Ringen mit dem Gedanken und seiner Formung, das uns in die gesellschaftliche Sphäre dieser ersten Apologeten und deren noch unvollkommene Bildung einen Einblick gewährt.

Eine ganz andere Persönlichkeit als der versöhnliche, hellenischer Philosophie beflissene Justin ist nun der unerfreuliche, aber originelle Assyrer Tatian, dessen „Rede an die Griechen" man zwar mit allem Recht mehr eine Mahnrede als eine Apologie genannt hat, aber doch zu den Verteidigungsschriften des Christentums rechnet. Natürlich besteht auch diese wieder in einem scharfen Angriffe. In Tatian dringt nun auch noch das der hellenischen Kultur feindliche Orientalentum hervor, das eigentlich immer im Hintergrunde gegrollt und nur mit Widerstreben hier und da mit dem übermächtigen griechischen Wesen paktiert hatte. Tatian ist ein Barbar und nennt sich voller Stolz so. Für ihn ist alle Wissenschaft und Kunst bei den Orientalen ursprünglich, die Griechen sind nur Nachahmer. Die hellenische Wohlredenheit ist eitel Schwindel, die Poesie der Griechen lasterhaft, ihre Philosophen sind Prasser, hochnäsig, albern, sie widersprechen sich untereinander, alle Wissenschaft ist überhaupt Geschwätz. Dagegen enthalten die sogenannten barbarischen Schriften in ihrer äußeren Einfachheit die ganze Wahrheit. — Ich übergehe hier natürlich Tatians Ausfälle gegen die griechischen Götter und alle diese landläufigen Themata, wichtiger ist, daß er nun schon innerhalb dieser Polemik allerhand Notizen über griechische Statuen beibringt. Aber es ist ihm nachgewiesen worden, daß er irgendeine ältere Scharteke über dieses Thema und nicht einmal genau exzerpiert hat. Gleichwohl bedient er sich der überlieferten Freiheit

des griechischen Sophisten, uns vorzuschwindeln, daß er alle diese Bilder auf seinen Reisen gesehen habe. — Sophist bleibt er auch, wenn er seine offen erklärte Abneigung gegen die griechische Rhetorik mit dem heißen, aber bei ihm noch ziemlich erfolglosen Bemühen um ausgesuchten Redeschmuck verbindet; war es doch damals in den Kreisen der Sophistik zur unerfreulichen Mode geworden, das eigene emsige Streben nach Formenschönheit der Darstellung mit verächtlichen Worten über diese Äußerlichkeiten heuchlerisch abzuleugnen. Ähnlich ist denn auch Tatians Haltung gegenüber der Philosophie. So geringschätzig er von ihr redet, er hat es doch verstanden, seine bedeutsame Seelenlehre zum Teil aus platonischen Formeln und stoischen Elementen aufzubauen und in sehr geschickte Verbindung mit dem Christenglauben zu setzen. Anders dagegen steht es um seine Christologie. Denn es entspricht hier nur der apologetischen Überlieferung, wenn er gleich einem Justin den geschichtlichen Christus hinter der Begriffsgestalt des Logos verschwinden läßt.

Mit Recht hat man die Apologie dieses Christen, der durch die Lektüre christlicher Schriften bekehrt sein will, für die originellste des 2. Jahrhunderts erklärt. Ein eigentümliches Mischwesen steht vor uns: ein Orientale, der einen ehrlichen Haß gegen das hochwohlweise Griechentum empfindet und im Bewußtsein der viel älteren Geschichte des Ostens sich kräftig zum Barbarentum bekennt, verbindet sich gerade mit einem griechischen Rhetor, der das Kleid hellenischer Gelehrsamkeit und Formalistik mit gekünstelter Nachlässigkeit und doch heimlich auf schönen Faltenwurf bedacht trägt.

Tatians Barbarenstolz auf die Altersüberlegenheit der orientalischen Geschichte und Kultur ist das Erbe jüdischer Polemik, die wir kennen gelernt haben (S. 64). Sind nun seine Ausführungen über das hohe Alter der Phöniker, Ägypter und Juden, das geringfügige der griechischen Heroen, Städte (!) und Dämonen noch voll von Mißverständnissen und einem unerfreulichen Scheinwissen, so hat etwa 50 Jahre später der Chronograph Julius Africanus ein Werk geschaffen, das zwar die gleiche antihellenische Tendenz verfolgt, aber von wirklich gründlicher Gelehrsamkeit zeugt. Sein System, beruhend auf langen Königslisten und Synchronismen, soll den Beweis liefern, daß das jüdische

Volk das älteste auf Erden sei und erst mit seinem Auftreten die Weltgeschichte einsetze. Es ist eine Anschauung, die bis auf die Neuzeit ihre Wirkung geäußert hat. Das ist neuerdings mit vollem Recht betont worden. Das Christentum wiederholt also zum Teil jüdische Erfahrungen; in dem Maße, wie es an gelehrter hellenistischer Bildung teilnimmt, wird es sich seiner östlichen Herkunft, seines Gegensatzes zum Griechentum bewußt. Das gilt besonders von seiner Stellung zur Philosophie, auf die ich hier noch einmal zurückkomme. Die Christen müssen die ethische Nähe ihrer Religion und der Philosophie empfinden und irgendwie die Ursachen dieser Erscheinung ermitteln; sie sind ferner schon länger durch das Johannesevangelium und Paulus auf die Bahnen der hellenistischen Philosophie gedrängt. Und, um der Propaganda ihrer Religion willen, um die Vorwürfe der Heiden gegen die Formlosigkeit ihrer Schriften zu entkräften, müssen sie sich eines besseren Stiles befleißigen, so deutlich sie sich der damit verbundenen Gefahr einer gewissen verflachenden Formalistik bewußt sind. Es ist dem Christentum gelungen, den Konflikt zu überwinden. Man fand, auf Justins Weg fortschreitend, eine Vermittlung zwischen der Philosophie und dem neuen Glauben. Clemens von Alexandria gewann die Gewißheit vom gottgewollten Entwicklungsgang der Geschichte, demzufolge die griechische Philosophie in der Erziehung des Menschengeschlechts eine Vorstufe des Christentums bilden sollte. Und während nach Tatian noch der Apologet Athenagoras mit sehr fühlbarer Absicht sich um die Schönheit der äußeren Form bemüht, schreibt derselbe Clemens jetzt in einer edlen und ihm doch ganz natürlichen Sprache, die seinem sonnigen Wesen den rechten Ausdruck verleiht.

So hebt sich eine interessante Persönlichkeit nach der anderen vor uns empor. Aber auch das Heidentum besann sich und ging zu systematischeren Angriffen vor. Auch hier zählen wir bedeutende Persönlichkeiten, und wenn auch keine unter ihnen hinaufragt zur Höhe so mancher christlichen, eines Tertullian und Augustin, so sind ihre Argumente doch so scharf und fein, daß sie bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben.

2. Die Zeit Tertullians.

Der bekannte Satz, daß Bücher ihre eigenen Schicksale haben, bestätigt sich in weitester Ausdehnung auch auf dem Gebiete der christlichen Literatur. Eine Anzahl der allerältesten, also auch der wichtigsten Schriften ist uns verloren gegangen, andere haben sich, nachdem man sie lange verloren geglaubt, wie durch ein Wunder wieder entdecken lassen, und bei der großartigen Findertätigkeit der modernen Wissenschaft, die schon die Suche nach alten Büchern zu einer Art Methode ausgestaltet hat, sind neue Überraschungen noch immer zu erwarten. Nur in einem Falle indessen wird man gut tun, seine Hoffnungen etwas zu beschränken, wenn es sich nämlich um Bücher handelt, die nach Kräften von den Christen selbst der Vergessenheit oder der Vernichtung preisgegeben worden sind. Da hat man mit großem Erfolge und guter Methode gearbeitet. Dies gilt einerseits von den häretischen Schriften, die sich auch trotz größerer neuerer Funde nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teil erhalten haben, und zweitens von den Streitschriften gegen das Christentum überhaupt. Von diesen letzteren ist bisher noch keine dem sonst so ertragreichen ägyptischen Boden entstiegen, und es ist auch wohl nicht viel Aussicht darauf, daß dies je geschehen wird. Diese Streitschriften sind uns nun freilich zu einem guten, ja man kann sagen, in ihrem besten Teile durch christliche Gegenschriften, von denen allerdings auch manche verloren gegangen, erhalten worden. In ihrem besten, in ihrem interessantesten Teile; denn es lag den Christen bei ihrer Bekämpfung natürlich besonders daran, die schlimmsten, gefährlichsten Sätze aus ihnen gründlich zu widerlegen. Immerhin aber ist eine solche Erhaltung durch die Zitate der Gegner doch nur fragmentarisch; manches, das uns heute besonders interessieren würde, mag doch bei dieser Polemik unter den Tisch gefallen sein. Gleichwohl wird eins aus den christlichen Gegenschriften ersichtlich: die Gegner haben, wie schon früher (S. 72) bemerkt, die Heiden zwar oft mißverstanden und noch häufiger ihre Argumente nur sehr schwach widerlegt, aber niemals, wie wir noch kontrollieren können, ihren Wortlaut verdreht oder auch nur leise Umstellungen versucht. Ihre Ehrlichkeit steht also ganz außer Frage.

Celsus und Origenes; Tertullian.

Auf diese Weise ist uns denn ein guter Teil der berühmten Schrift des Platonikers Celsus gegen das Christentum erhalten. Er nannte sie das „wahre Wort“. Sie galt für so gefährlich, daß noch 60 bis 70 Jahre nach ihrem Erscheinen — sie mag nach der Meinung der besten Kenner zwischen 177 und 180 n. Chr. entstanden sein — der Kirchenvater Origenes sich auf Wunsch eines Freundes entschloß, sie in einem umfangreichen Werke zu bekämpfen. Er hat sich dazu, von einem Freunde dringend aufgefordert, recht wenig Zeit genommen, seine schnell arbeitende Feder setzte sich in Bewegung, ohne daß er selbst einen tieferen Einblick in die Persönlichkeit dieses Christenfeindes gewonnen hatte. Das zeigt sich besonders in einem Falle. Er hatte sich irgendwie die Meinung gebildet, Celsus sei Epikureer gewesen. Unter dieser Voraussetzung beginnt er seine Gegenschrift. Aber im weiteren Verlaufe seiner Arbeit findet er zu seiner Verwunderung, daß der Feind gar nicht so epikureisch denke, sondern vielmehr dem Platonismus zuneige. Anstatt aber nun seine Schrift noch einmal daraufhin durchzusehen oder umzugestalten, läßt er ruhig stehen, was er unter falscher Voraussetzung geschrieben: die Sache hatte eben Eile, und die Arbeit sollte schnell erscheinen. So sind wir denn noch heute imstande, nachzuweisen, daß der christliche Gegner einer verlorenen heidnischen Schrift flüchtig gearbeitet hat. Aber auch sonst hat Origenes' Buch zahlreiche Mängel. In mehr als einem Falle fühlt er, daß der Feind gar nicht so unrecht habe, und weiß sich dessen treffenden Argumenten nur mit sehr gewundenen Gegengründen zu entziehen. Um sich zu helfen, sagt er nun bei jeder Gelegenheit, Celsus sei ein Wirrkopf ersten Ranges; aber durch Origenes' Mitteilungen selbst haben wir zumeist den besten Gegenbeweis in Händen.

Celsus hatte sich etwas besser auf sein Werk vorbereitet als sein späterer Gegner. Fern davon, den albernen Volksgerüchten über die Vertreter des neuen Glaubens sein Ohr zu leihen, hatte er sich vielmehr durch gründliche Lektüre der christlichen Bücher, der Bibel, der häretischen Schriften und der vorhandenen Apologien Kunde von der Lehre wie von dem Leben der Christen zu verschaffen gewußt. In dieser Rüstung trat er den Gegnern in den Weg. Ihm gilt vor allem die Wahrheit; seinem kritischen Verstande

widersteht der bedingungslose Glaube im Christenlager, der Ruf: Prüfe nicht! ist ihm ein Greuel. Denn eben bei einer genauen Prüfung zerfällt dieser Glaube ja in ein Nichts. Und nun macht sich Celsus, dessen Gedankengang ich hier übrigens nicht wiederherstellen will noch kann, sondern nur ungefähr skizzieren möchte, an eine Widerlegung, die man, trotzdem sie schon früher Gesagtes gelegentlich wiederholt, eine entschieden wissenschaftliche nennen muß, weil sie von großen Gesichtspunkten ausgeht; er arbeitet nach einer Methode, die immer wieder von den Gegnern des Christentums befolgt worden ist. Vor allen Dingen darf man, meint Celsus, das Christentum nicht als gesonderte Erscheinung betrachten, sondern muß ihm seine Stellung innerhalb der Religionen der ganzen Welt zuweisen. Denn es hat Analogien zu anderen Religionen und Kulten; von dem heidnischen Gotte Asklepios werden ähnliche Dinge wie von Christus erzählt, Mithras und seine Mysterien finden Vergleichungspunkte im christlichen Kult (S. 28), und auch die Jungfrauengeburt ist nichts Originelles, sondern Ähnliches gibt es auch bei den Griechen. Dann aber trenne man doch ja das Alte Testament und das Neue. Das Alte Testament berichtet eine Menge der unsittlichsten Geschichten: wie kann man nur ein solches Buch als Erbauungsbuch ansehen! Dazu verheißt Moses lauter zeitliche Güter, während Christus Liebe und Enthaltsamkeit predigt. Das Törichteste ist nun, diese Geschichten, wie Juden und Christen es vielfach tun, allegorisch zu deuten, damit kommen wir auf einen sehr unsicheren und schwankenden Boden, das ist nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit. Aber nun nehme man überhaupt einmal das Alte Testament. Wie kindlich ist da doch die Schöpfungsgeschichte, der Bericht über den Sündenfall! Wie kann vor der Erschaffung der Sonne schon von Schöpfungstagen die Rede sein, wie kann Gott ruhen, wie sprechen, wie endlich sogar Reue über sein Werk empfinden? Dazu wird dem Teufel hier und in dem Neuen Testamente viel zu große Macht über die Welt eingeräumt. Auch braucht Gott gar keine Sintflut für die Menschen; denn die Elementarereignisse dienen der gesamten Welt, und es ist sehr töricht, wenn die Menschen alles nur auf sich beziehen wollen. Und dieser Gott nun sendet, wie aus einem langen Schlafe erwachend, seinen Geist in einen solchen Winkel der Welt, nach dem kleinen, verachteten

Palästina? Er weiß, daß sein Sohn leiden, ja bestraft werden soll, und schickt ihn dennoch trotz dieser Voraussicht? Und wie soll man sich denn den ganzen Vorgang vorstellen? Gott kann sich doch nicht in einen sterblichen Leib verwandeln, es muß doch ein Scheinleib sein, den er annimmt; dann aber ist's eine Überlistung der Menschen. Mit den Prophezeiungen aber komme man uns nicht. Die Weissagungen des Alten Testaments können ebensogut auf ganz andere Vorgänge passen: es ist alles prophezeit, weil es geschehen ist, nicht geschehen, weil es prophezeit worden. Ist Christus wirklich Gott, so konnte er nicht leiden, so mußte er Unterstützung durch Gott finden; ein Gott ißt auch nicht. Dazu steht die Überlieferung von seinem Leben auf recht schwachen Füßen. Seine Genealogie ist falsch, bei der Taufe war niemand zugegen, und von der Auferstehung zeugen nur ein hysterisches Weib und „irgendwelche Zaubergenossen". Auch ist es sehr merkwürdig, daß ein echter Gott bei seinem Auftreten gleich so viel Unglauben findet, daß seine Jünger nicht mit ihm, noch für ihn sterben. Kannte der Verräter wie der Leugner Christus als Gott, so hätten sie sich wohl gescheut, so zu handeln, wie sie getan. Und endlich ist ja auch Pilatus für seine Tat nicht bestraft worden. Aber auch sonst hilft Gott den Christen nicht; denn berufen sich diese darauf, daß die Schändung eines Götterbildes durch christliche Hand keine Strafe dieses Gottes nach sich ziehe, so gilt dasselbe vom Christengotte, auch er rettet seine bedrängten Gläubigen nie aus ihren Nöten. Und so folgt daraus der Schluß, daß, wie Gott den Juden und Christen bisher nicht geholfen hat, auch ein christliches Rom durch ihn keine Unterstützung finden würde. — Alle diese Widersprüche und Halbheiten haben übrigens die Christen selbst gefühlt, daher vielfach die Tatsachen und Aussprüche der Evangelien umgebogen und ihnen eine andere Form zu geben versucht; andere wieder haben ein kabbalistisches Mysterienwesen aus dem Christentum entwickelt, kurz, auch die Christen widersprechen sich gleich den heidnischen Sekten, und demzufolge ist die Wahrheit nicht bei ihnen. Es ist eine merkwürdige und allem menschlichen Gedeihen ins Gesicht schlagende Religion: andere Kulte verlangen Reinheit des Herzens, sie rufen die Sünder und Unreinen; sie bilden eine Gesellschaft von heimlichen, ängstlichen Gottesanbetern, die sich vor Dämonen fürchten. „Ent-

weder also", ruft Celsus, „gebt die Welt ganz auf, oder nehmt an allem teil, was uns bewegt, demzufolge auch an den Übeln."

Diese Argumente, zwar nicht durchweg neu, wie schon bemerkt, aber doch zum großen Teile so scharfsinnig und in gewissem Sinne so unwiderleglich, daß man sie später von den Heiden immer wieder benutzt oder erweitert findet, versucht nun Origenes auf seine Weise zu entkräften. Er begeht aber dabei den großen taktischen Fehler, Satz für Satz des Christenfeindes widerlegen zu wollen. So imponiert diese Gegenschrift in ihren kritischen Teilen dem Leser nur sehr selten; der Mißverständnisse und schiefen Behauptungen finden sich nicht wenige. Und doch, wer wollte nicht in dem Christen die weitüberlegene Persönlichkeit erkennen! Tiefe Bruststimme ist's gegen scharfe Kopfstimme! Auch Celsus ist fromm, aber vor Origenes' edlem Schwunge zerstiebt die Theologie des Durchschnittsplatonikers. Wenn Celsus Platon vor der Bibel den Vorzug gibt, so stellt ihm Origenes sofort eine Heerschar der tiefsten biblischen Aussprüche entgegen, zu denen sich kein Analogon bei Platon finde. Ihm ist das Christentum — mit welch unzweifelhaftem Rechte! — sowohl für die höher wie für die niedriger organisierten Geister das Beste, das Evangelium bleibt in seiner einfachen Sprache die kräftigste Kost. Und der echte Origenes kommt zum vollen Ausdrucke seines Wesens, wenn er ruft: „Das wahrhaft Heilige benutzt nur die reinsten Menschenseelen, die es mit Gottes Wesen erfüllt und zu Propheten macht!" wenn er sich über den Glauben, über die geöffneten Himmel in Worten vernehmen läßt, die jedem Leser die tiefste Seele bewegen. In der Negation fast unangreifbar, vermag der Heide doch nur sehr geringe positive Werte aufzustellen: die Persönlichkeit aber, die im Kampfe alles entscheidet, wurzelt immer im Positiven.

Und diese Persönlichkeiten drängen sich im christlichen Lager; neben dem feinen, seelenvollen Griechen steht der herbe, schroffe Römer, neben Origenes Tertullian. Er ist Afrikaner und gehört als Stilist einer Schule an, die die lateinische Sprache zum Instrumente eines Virtuosen umzuarbeiten suchte. Aber er hat seine Muster durch die Kraft seiner Phantasie und die Glut seiner Seele bei weitem übertroffen. Hören wir, wie ein Kenner des griechischen und lateinischen Stiles ihn charakterisiert:

„Von keinem ist die lateinische Sprache auf einen so hohen Grad der

Leidenschaftlichkeit gehoben wie von ihm; das Pathos, das Tacitus mit vornehm verhaltener Indignation zurückdämmt, wird bei ihm zu einer alles Widerstrebende mit sich wirbelnden Sturmflut; er hat die hoheitsvolle Ruhe des Tacitus mit der turbulenten Leidenschaftlichkeit und dem pamphletistischen Ton des Juvenal sowie mit der affektierten Dunkelheit des Persius verbunden ... Es gibt keinen lateinischen Schriftsteller, bei dem die Sprache in so eminentem Sinn der unmittelbare Ausdruck des inneren Empfindens gewesen wäre ... Mit einer geradezu beispiellosen Willkür meistert er die Sprache, um sie in die Fesseln seines herrischen Denkens zu zwängen; er ist so recht eigentlich der Typus des christlichen Sprachschöpfers gewesen, aus den gewalttätigen Neuprägungen atmet der Geist eines Mannes, der von dem Glauben durchdrungen war, daß das Christentum als eine neue Größe in die Welt gekommen sei und daher neue Faktoren für seine Ausdrucksweise beanspruchen dürfe."

„Der Stil ist der Mensch", sagen die Franzosen: wie dachte und empfand dieser Stilist? Tertullian besitzt als Römer keine besonders tiefgehende Bildung, die Griechen unter den Verteidigern des Christentums, auch nicht immer gelehrter als der Durchschnitt ihrer Zeit, wie wir gesehen haben, sind besser unterrichtet als er. Und doch klingt ihre Stimme dünn und matt neben dem gewaltigen Tonfall des Römers, der, mit einer Unmasse von oft sophistischen Argumenten arbeitend, jegliche Waffe, die sich ihm nur bietet, gegen den Feind verwertet. Das beste Zeugnis dafür ist ja, daß die Griechen Tertullians Schutzrede in ihre Sprache übersetzt haben. Es ist somit interessant, den Anfang der justinischen Apologie mit dem der tertullianischen zu vergleichen. Wie einfach hatte noch der Grieche darauf aufmerksam gemacht, daß man die Christen nicht allein auf den Namen hin verurteilen dürfe, sondern erst eine Untersuchung anstellen müsse. Tertullian findet in der Entwicklung dieses Gedankens immer neue Pointen. Eine Verdammung, sagt er, ohne Untersuchung erweckt den Argwohn bösen Gewissens; nichts ist ungerechter als zu hassen, was man nicht kennt. Eines widerlegt sich durch das andere: die nicht zu kennen, die man haßt, die ungerecht zu hassen, die man nicht kennt. Alle die, welche erkannten, was sie gehaßt haben, hörten auf, die christliche Religion zu hassen, d. h. viele Heiden haben sich durch diese Kenntnisnahme bekehrt. Die Heiden tun nichts, als daß sie ihre Ignoranz lieben. Rufen jedoch die Gegner, nicht deswegen sei das Christentum gut, weil viele sich bekehrt hätten, nicht die Masse ihrer Bekenner zeuge für die Wahrheit der Lehre, so hat das einen gewissen Schein von Berechtigung,

aber nun frage man sich, ob jemand, der sich unter vielen Bösen befindet, sich dessen rühmt. An jedem Übel haften Furcht und Scham. Böse suchen sich herauszureden und zu entschuldigen, verurteilt brechen sie in Klagen aus. Ganz anders die Christen: Scham, Reue, Furcht bleibt ihnen fremd, der Angeklagte ist stolz.

Dieser wuchtigen Einleitung, wenn man ein solch schnelles in die Dinge Hineindringen überhaupt eine Einleitung nennen darf, entsprechen die weiteren Ausführungen. Das Gerichtsverfahren der Römer enthält den schlimmsten Widersinn. „Ihr foltert", ruft Tertullian aus, „sonst, um Geständnisse zu erpressen, bei den Christen tut ihr's, damit sie leugnen. Da ihr es nun umgekehrt wie bei sonstigen Verbrechen macht, so, folgert er sophistisch, sind wir keine Verbrecher. Wenn ich leugne, d. h. lüge, dann glaubt ihr mir. Die Christen gestehen, die Folter ist also sinnlos. — Der Christenname schadet einem guten Rufe. Er ist gut, sagt man von diesem oder jenem, freilich ein Christ; warum nicht gut, weil ein Christ, oder Christ, weil er gut ist? Man muß doch Verborgenes aus Bekanntem erschließen, nicht auf Grund von Unbekanntem Bekanntes im voraus verurteilen. Andere, die vorher nichts als Lumpen waren, werden unter den Augen der Heiden plötzlich anständig, und man erfährt nun, daß sie Christen seien. Gerade darüber ärgern sich die Heiden aber noch mehr. — Ganz töricht aber ist die Berufung auf die Gesetze und besonders auf die Verfügung, ein Kaiser dürfe nur nach der Befragung des Senats neue Götter einführen. Die Gesetze sind mannigfachem Wandel unterworfen, viele sind ja längst veraltet und daher abgeschafft worden. Vollends haben sich die Kaiser in der Frage nach der Duldung des Christentums wenig um den Senat gekümmert; die guten Kaiser waren stets milde gegen uns, Nero, den die ganze Welt als Bösewicht kennt, war unser erster Feind: das ist doch wohl entscheidend.

Kein anständiger Mensch sollte ferner das alberne Gerede vom Kindermord und Kannibalismus der Christen verbreiten. Niemals ist solch ein Kind gefunden worden. Die Fama lebt nur von der Lüge, sie stirbt an der Wahrheit. Man stelle sich doch auch einmal die Gräßlichkeit eines Kindermordes vor. Sind wir Christen denn anders organisiert als die Heiden, die vor solchen Taten doch ebenfalls Abscheu empfinden? Man denke sich einmal den Vor-

gang aus: soll es wirklich möglich sein, daß der Oberpriester den Neuaufgenommenen auf Kindermord verpflichtet? Beschuldigt uns nicht, sondern haltet Einkehr bei euch selbst, denkt daran, daß erst vor nicht gar langer Zeit die Menschenopfer bei euch aufgehört haben.

Dann wendet sich der Autor in breiter Ausführung gegen die Götter und den Götzendienst der Griechen und Römer. Dieses Thema war, wie wir wissen, schon so abgenutzt, daß selbst der spitzfindige Tertullian Neues darüber nicht zu sagen weiß. Desto markiger klingt, was der Kirchenvater über die Christen und ihren Gottesdienst spricht. „Wir verehren nur den einen Gott, der die Welt zur Zier seiner Würde geschaffen, der unsichtbar ist, obwohl er sich sehen läßt, unfaßbar, wenn er auch aus Gnade sich darstellt, unschätzbar, wenn er auch durch die menschlichen Sinne geschätzt wird. Sollen wir ihn aus seinen Werken, aus dem Zeugnis der Seele selbst erweisen? Die Seele ist zwar von tausend Umständen bedingt, behindert und bedrängt, aber sie kommt doch hier und da zur Erkenntnis. Alle unsere sprichwörtlichen Redensarten beziehen sich", bemerkt er in geschickter Verwertung stoischer Anschauungen, „auf Gott; wir sagen: Gott geb's, Gott sieht's, Gott befohlen. So bezeugt die Seele, daß sie vom Ursprung an Christin war. Beim Gebete aber sieht man zum Himmel auf, nicht zum Kapitol. — Gott hat uns seinen Willen durch die Schrift, die Propheten kundgetan. Ihnen danke ich meine Bekehrung: das Christenwesen ist" — auch dies ist eine Anlehnung an ein heidnisches Wort von der Philosophie — „ein Werdeprozeß, die Geburt tut nichts dazu. Unsere Prophezeiungen haben sich alle erfüllt, eure Sibyllen sind Lügnerinnen; ein Bücherschrank unserer Propheten besiegt eure ganze Wahrsagerei, unsere Prophetie ist zudem ja auch viel älter als die eurige. Die Erfüllung aller Weissagungen ist Christus; eure eigene Literatur, der Brief des Pilatus an Tiberius — der Apologet benutzt hier ein christliches Apokryphon — bezeugt die Vorgänge, die in den Evangelien stehen. Christus hat nicht wie ein römischer König rohes Volk mit Gottheiten beladen, sondern den Gebildeten die Augen geöffnet. Schafft diese Erkenntnis bei den Menschen Besserung, so ist die Religion falsch, die Götzenbilder, Bilder von Toten, verehrt.

Alles was bei euch schlecht und falsch ist, das ist der Dämonen

Werk. Sie stiften auch wohl einmal Gutes, aber nur zum Scheine. Jeder dieser Geister ist beflügelt, sie erfahren alles. Sie sind's, die die Erfüllung auch heidnischer Weissagungen durch Diebstahl an der Bibel ermöglicht haben, sie machen sich selbst zu Göttern. Stellt einen Besessenen vor das Tribunal: auf den Befehl eines beliebigen Christen zu reden, wird jener Geist sich ebenso gewiß als einen Dämon wahrheitsgemäß bekennen, wie er sich anderswo lügnerisch für einen Gott ausgibt. Werden aber die Dämonen von Christen über Gott befragt, so bekennen sie den Christengott als den wahren." — So ist Tertullian vielleicht der gläubigste Vertreter des Dämonenwahnes in jener Epoche.

Überaus fesselnd wirkt nun die Stellung eines Römers zu den Fragen nach der Bedeutung der römischen Religion für den Staat. Es heißt, sagt der Apologet, die Römer dankten ihre Größe ihrer Frömmigkeit. Welchen Dankeszoll nun diese einfältigen römischen Feld-, Wald- und Wiesengötter ihren Verehrern entrichtet haben, das steht sehr dahin. Ferner: eine Anzahl Götter ist doch erst dann eingeführt, als Rom schon mächtiger dastand, d. h. die Frömmigkeit scheint doch nach der Größe gekommen zu sein; die große Einfachheit der religiösen Zustände im alten Rom konnte ja auch noch gar keine Frömmigkeit, d. h. keine intensive Götterverehrung hervorbringen. Nein — und nun erhebt sich der Apologet, alte philosophische Anschauungen zwar verwertend, aber durch die Kraft seines Empfindens doch noch weit überbietend zu nachdrucksvollstem Stoße — nein, die römische Größe stammt geradeswegs von Roms Gottlosigkeit, von Kriegen, Städtezerstörungen und ähnlichem, überall also daher, wo gegen die Götter gefrevelt wird: jedes römische Siegeszeichen bedeutet eine Heiligtumsschändung. Diese Götter also, die von den Feinden aller Religiosität verehrt werden, können keine Götter sein. Nein, Gott ist's, der die Reiche hebt und stürzt, Roms Religiosität, seine Gottesdienste sind jung, sie fallen lange nach den orientalischen Kulten.

Die Dämonen lassen nun unsere Gegner uns den hinterlistigen, zweideutigen Rat geben, wir sollten doch ruhig opfern und uns unser Teil dabei denken. Das ist der Rat echter Dämonen; überwunden durch uns, wie sie sind, üben sie Vergeltung wie rachsüchtige Sklaven. Sie brechen hervor, wie die Bewohner von Ar-

beitshäusern und Bergwerken. Das schwerste Ansinnen aber, das man an uns stellt, ist das Opfer für das Wohl des Kaisers. Wie könnten wir den Göttern dafür opfern! Denn die Kulte sind ja doch so vielfach abhängig vom Willen der Kaiser; durch das Opfer würden wir also die Kaiser ihren eigenen Werken unterwerfen. Wir machen es anders; wir beten zu Gott für den Kaiser. Der Kaiser weiß und fühlt, in wessen Gewalt er steht; den Himmel kann er nicht bekämpfen. Er ist groß, weil er kleiner als der Himmel ist. Zum Himmel blickend, mit ausgebreiteten Händen, barhäuptig, ohne Mahnung beten wir für den Kaiser, für alles Wohl seiner Person zu dem Gott, der uns das geben kann, uns, die wir für seine Lehre sterben, die wir ihm lebendige Opfer bringen, nicht schäbige, kranke Tiere. „So," ruft Tertullian, die Nerven seiner Rhetorik zum höchsten, leidenschaftlichsten Pathos spannend aus, „so mögen uns, bei solchem Gebete eure Instrumente zerreißen, eure Kreuze erhöhen, eure Feuer lecken, eure Schwerter den Hals abschneiden, eure wilden Tiere anspringen... das tut ... foltert uns die Seele beim Gebete für den Kaiser heraus."

Das also ist die Staatsfeindschaft der Christen, daß wir dem Kaiser andere Ehren darbringen. Wir machen den Staat allerdings nicht zur Garküche durch den Opferdampf, wir machen die heidnischen Feste mit aller ihrer Buhlerei nicht mit. Aber wir sind treuere Diener des Kaisers als die Nichtchristen. In deren Herzen steht nur immer der neueste, spendende Cäsar. Alle Kaisermorde sind von Heiden ausgeführt worden, von denselben, die für den Kaiser opferten. Sind nun viele Römer Feinde des Kaisers, und behandelt man sie doch als Römer, warum nennt man denn uns, die Freunde der Regierung, Nichtrömer?

Für alle Plagen aber, die über uns durch die Heiden gekommen sind, haben wir niemals Rache genommen, obwohl wir es doch könnten. Denn Waffen stehen uns zu Gebote, und unsere Masse gestattete uns, ganze Heere aufzustellen, zahlreicher als die der Reichsfeinde. Trotzdem wir erst von gestern stammen, erfüllen wir Städte, Inseln usw. Auch könnten wir ja auswandern: dann läge euer Reich wie ausgestorben da.

Wir sind keine Reichsfeinde, denn unser Staat ist die Welt. Unsere Genüsse sind von edlerer Natur, als eure Freuden im Zir-

kus, Theater und in der Arena. Was kümmert das euch? wenn wir keine Vergnügungen der Art besitzen, so ist das zuletzt allein unser Unglück.

Nachdem der Apologet mit einem Nachdruck und einer überwältigenden Kraft, die selbst durch häufige Spitzfindigkeiten und auch Wiederholungen früherer Argumente kaum vermindert wird, so gesprochen, wie nie jemand vor ihm und nach ihm nur noch Augustinus, läßt er dem negativen Teil seiner Rede den positiven folgen; nachdem er gezeigt, was die Christen nicht sind, entwirft er ein Bild ihres Lebens. Aber der Standpunkt Tertullians und das eigene Naturell zwingen auch hier immer wieder dem machtvollen Manne das Schwert in die Hand. Kaum hat er ein Bild von der christlichen Gemeindeverfassung gegeben, von der Liebestätigkeit der Christen untereinander, so stößt er wieder gegen den Feind vor. Ja, ruft er, das stört nun wieder einige. Sieh, wie sie sich lieben, heißt es — natürlich, denn jene hassen sich untereinander — sieh, wie sie füreinander sterben wollen — natürlich, denn sie morden sich. Wir nennen uns Brüder, haben alles gemeinsam außer unseren Frauen: gerade da trennen wir, wo die anderen, diese Ehebrecher, Gemeinschaft haben. Aber gleichwohl gellt gegen uns bei jeder Gelegenheit, wenn der Tiber steigt, wenn der Nil nicht steigt, das Geschrei: Mit den Christen vor den Löwen! Gab es denn vor Christi Ankunft keine Unglücksfälle, sind nicht gerade der Elementarereignisse vor Christus sehr viel mehr als jetzt gewesen? Verbrannten nicht Sodom und Gomorrha vor der Ankunft der Juden in Palästina? Alle Plagen aber dienen uns zur Mahnung, für euch bedeuten sie eine Strafe. Sind es aber eure Götter, die euch unsertwegen treffen, so sind sie ja recht undankbar und ungerecht gegen euch.

Wenn nun mancher Grieche unter den Apologeten die Frage gestellt hat, warum man denn nicht auch die philosophischen Götterleugner unter den Heiden verfolge, so will Tertullian als der Mann, der keine Vermittlung kennt, davon nichts wissen. Die Philosophen sind alle nur halbe Menschen, ein Christ hat keine Gemeinschaft mit ihnen, an denen samt und sonders menschliche Fehler, ja Laster haften. Älter als alle Philosophen ist die Wahrheit, die die Philosophen durch ihren unklaren Skeptizismus wieder ihrer ursprünglichen Einfachheit beraubt haben. Was die

Philosophen etwa Richtiges haben, das besitzen sie von uns: wir sind der Körper, sie der Schatten. — Der Hauptanstoß für euch bleibt aber immer die Auferstehung. Wie kann, fragt ihr, der Körper aus der aufgelösten Materie wieder erstehen? Denkt da doch, bemerkt Tertullian nach Seneca (S. 19), an die Zeit vor der Geburt, da wart ihr auch nichts, hattet keine Erinnerung. Du kamst aus dem Nichts, warum kannst du nicht wieder aus dem Nichts erstehen? Alles Wesen der Schöpfung formt sich neu aus dem Untergange, so auch wir. Also, sagt ihr, müssen wir immer sterben, um immer wieder aufzuerstehen? So ist es nicht; erst sind wir sterblich, dann unsterblich. In der Mitte ist eine Grenze, auch für die Welt eine Art Vorhang. Dann erneut sich das Menschengeschlecht zum Gericht. Dann ist kein Tod, kein Wechsel mehr.

Endlich ist unser Tod nur ein neuer Sieg. Eure Grausamkeit ist nur eine Lockspeise, denn trotz der Strafen und Folterqualen werden unser immer mehr. Eure Philosophen raten Standhaftigkeit im Tode an, das sind Wortemacher, wir beweisen durch Taten. Sieht man uns so standhaft, so fragt man unbedingt nach den Gründen dieser Haltung. Wer aber fragt, der tritt uns bei, der will selbst leiden, um Gottes Gnade zu erkaufen. So sind wir denn euren Urteilssprüchen nur dankbar, Welt und Gott streiten sich um uns: ihr verurteilt uns, Gott spricht uns frei. — — —

Es ist ein fesselndes Schauspiel, auf das wir hier blicken: die römische Größe mit ihrem ganzen kaiserlichen Glanze bekämpft ein Römer, ebenfalls ausgerüstet mit allem, was Rom groß gemacht hat, auch er typisch für Rom durch seine Rücksichtslosigkeit, seine unbeugsame Beharrlichkeit, die Konsequenz seiner Darlegung — und endlich auch durch die gleichen Fehler. Auf das Amphitheater hat der Christ voll Abscheu gegen diesen Massenmord verzichtet, aber die anererbte Schaulust versetzt sich nur bei ihm, wenn er hofft, dereinst im Jenseits die Feinde unter den Augen der Christen sich in Qualen winden zu sehen.

Wie wir eben gehört, ist Tertullian gleich so vielen Genies ein merkwürdiges Gemisch von Gegensätzen. Seine wilde Leidenschaft scheint alles zu überstrudeln, und doch weiß er Beherrschung seines Temperaments zu üben. Die Satire eines Advokaten durchkreuzt seine Verteidigungsrede, in der man neuerdings die Anlage

der Gerichtsrede erkannt hat; gleichwohl hat Tertullian unendlich viel besser disponiert als seine griechischen Vorgänger, die er zum Teil gelesen, und dazu seine Apologie wirklich zu einer umfassenden Widerlegung der gegnerischen Anschuldigungen ausgestaltet. So findet sich denn bei ihm eine streng disponierte Dämonenlehre, die eine eingehende Darlegung des Wirkens der bösen Geister enthält. Dagegen ist seine Christologie, obwohl sie, im Gegensatz zu den Griechen, eine zusammenhängende Erzählung von Christus gibt, doch nur wieder ein Anfang zur Gotteslehre, wie man sie richtig genannt hat, entspricht also in der Hauptsache der Rolle, die ihr die griechischen Glaubensverteidiger verliehen haben. Der echte Römer aber erweist sich wieder in der Behandlung des Kaiserkultes: hier ist jedes Wort von bezwingender Kraft.

Mit dieser überwältigenden Leistung steht in naher inhaltlicher Beziehung eine neue lateinische Apologie, der „Octavius" des Minucius Felix, eine glänzend geschriebene und höchst kunstvoll eingekleidete Schutzschrift, deren zeitliches Verhältnis zu Tertullian der theologischen und literargeschichtlichen Forschung große Schwierigkeiten bereitet hat. Wir haben uns hier darüber nicht eingehend auszusprechen; es genüge daher der Hinweis darauf, daß Minucius' vollendete Form, seine weit mildere Haltung und die völlige Übergehung von Christus' Person, eine Weiterentwicklung der bei den Apologeten üblichen Christologie (vgl. S. 77), auf ein gewisses humanistisches Christentum späterer Zeit schließen lassen dürfen.

Wunderglaube in beiden Lagern.

Die Heftigkeit des Gegensatzes zwischen Heiden und Christen, die sich bei mannigfachster Gelegenheit entlud, zeigt ein Ereignis aus der Geschichte des Kaisers Marc-Aurel, desselben, der in seinem wundersamen Buche „Selbstbetrachtungen" auch der christlichen Anschauung vom Sterben gedenkt. Er hatte einen Feldzug gegen ein Volk an der Donau unternommen. Da kam sein Heer in eine wüste, wasserlose Gegend. Heiß brannte die Sonne, nirgends ein Tropfen Wasser: die Soldaten wollten erliegen. Da zeigten sich plötzlich Gewitterwolken, und bald strömte der Regen hernieder, so daß das Heer ihn kaum fassen konnte, ja, der Wolkenbruch über-

schwemmte sogar verderblich das feindliche Lager. Jetzt vermochte man neugestärkt den Kampf gegen den Feind aufzunehmen, und bald war der Sieg in der Römer Hand. Diese Tatsache, zugleich mit einer anderen, der Vernichtung einer feindlichen Belagerungsmaschine durch einen Blitz, lesen wir nicht nur in historischen Berichten, sondern auch auf einem steinernen Monumente, der Marc-Aurel-Säule der Piazza Colonna in Rom. Diese Säule zeigt uns das Ereignis mit erwünschter Deutlichkeit. Die Römer ziehen hier in quadratischer Marschordnung, in der rechten Seite der Feldherr, der hier nicht Marc-Aurel ist; da muß der Zug halt machen. Es tritt offenbar die Naturgewalt hemmend ein. Wir sehen ein Rind sterbend zu Boden stürzen, ein anderes wild darüber springen. Ein Soldat, im oberen Teile, hebt die rechte unbewehrte Hand und das Antlitz zum Himmel empor. Daneben aber tränkt schon ein Krieger sein Roß hinter einem Geschütz, ein anderer trinkt im strömenden Regen, wieder andere wehren dem Element mit schützend emporgehobenen Schilden. Weiter rechts sieht man dann die merkwürdige Personifikation des Regengottes, eine Figur von glücklicher Plastik, der aus Haar und Bart, Flügeln und Armen das strömende Naß quillt. Der Erfolg zeigt sich bald. Die eben noch stockende römische Linie gerät, erquickt durch die Wundergabe, wieder in Bewegung. Aber das Schwert allein braucht nicht mehr zu entscheiden: die Barbaren erfaßt der Wasserschwall, in Gebirgsschluchten sieht man Rosse mit dem hier übrigens nicht sichtbar gemachten Elemente ringen oder untersinken, die Feinde, Vornehme und Geringe, liegen tot am Boden, ihre Waffen erscheinen an einem Orte zusammengeschwemmt, ganz so, als ob die Wasser sich wieder verlaufen hätten. Alles dies hat die Säule zwar recht unkünstlerisch, aber doch in einem klaren Nacheinander angegeben. Dieser Realismus bürgt uns auch für die geschichtliche Wahrheit des Vorganges.

Es ist also ein Wunder, das von der bildlichen Darstellung schlicht und ohne Kommentar entwickelt wird, d. h. ohne den Kaiser in irgendeiner pathetischen Haltung, betend oder dankend, vorzuführen. Auf der anderen Szene, da, wo der Blitz die feindliche Maschine vernichtet, ist der Kaiser allerdings sichtbar, aber mit antiker Einfachheit, die auch durch den Charakter dieser Bildwerke bedingt wird, weist er nur mit der Hand auf den nieder-

flammenden Donnerkeil hin. Wir wissen nun, daß M.-Aurel dem Senate in einem Briefe von dem Wunder Kunde gab; den Brief selbst besitzen wir in ursprünglicher Form nicht mehr. Denn alle Ursprünglichkeit ist in den historischen Berichten verloren gegangen, das ganze Ereignis hat fast augenblicklich Heiden und Christen zu wildphantastischen Schilderungen angeregt. Der Heide konnte sich natürlich nicht ohne gewaltigen rhetorischen Schwall über das Wunder ergehen und glaubte, es magischen Künsten zuschreiben zu müssen, der Christ sah in dem Vorgang den Finger Gottes. Aber er ging noch weiter. Er entdeckte, das Regenwunder sei auf das Gebet christlicher Soldaten geschehen, und ersann das Märchen, der Kaiser habe in seiner Not gehört, in seinem Heere ständen Christen, denen auf ihr Gebet alles zuteil würde. Diese hätten denn nun für das Heer gebetet, die Befreiung aus der Not sei eingetreten, und seitdem habe die Legion, in der diese Christen gestanden, den Namen der Donnerlegion erhalten. Dies hat wirklich einmal in einer christlichen Schutzschrift gestanden, die dem Kaiser Marc-Aurel, dem Zeugen dieses Ereignisses, übergeben werden sollte: so geschäftig war schon die christliche Sage oder Fälschung tätig. Denn wir wissen, daß die sogenannte Donnerlegion schon lange vor dem Feldzuge den Namen fulminata führt, nicht erst später fulminatrix, wie die Legende wollte, genannt worden ist, daß also die Christen sich eine Irreleitung der öffentlichen Meinung erlaubt haben. Sehr bald traten denn auch die Heiden gegen die Täuschung auf und erklärten, das Wunder sei nur auf das Gebet ihres frommen Kaisers in Wirksamkeit getreten. Doch die Christen hatten immer noch nicht genug. Nun ward von ihnen ein wunderlicher Brief des Kaisers an den Senat komponiert, der in überaus phrasenhafter Weise den Bericht über das Ereignis enthielt. So wurde denn das Wunder immer wieder zwischen den Christen und Heiden hin und her geschoben, und bis an die Grenze des Mittelalters in verschiedenartigem Sinne behandelt, bis endlich das Heidentum ausstarb und jetzt die Donnerlegion ungehinderten Schrittes durch die Jahrhunderte marschieren konnte. Unsere Zeit hat ihr den Glorienschein genommen, die Fälschung der Christen liegt klar vor Augen. Aber sie ist um ihrer Naivität willen milde zu beurteilen. Ein allgemein anerkanntes Wunder konnte in den Augen der Christen nur durch Gott geschehen, und da Gott

doch schwerlich einem heidnischen Heere und einem christenfeindlichen Imperator durch sein Eingreifen geholfen hätte, so mußte es um der Christen willen, d. h. auf das Gebet christlicher Soldaten hin eingetreten sein. Die Erzählung in dieser Form selbst hatte ja einen doppelten Nutzen: sie zeigte nicht nur die Größe des Christengottes, sondern war auch darauf berechnet, die Anklagen der Gegner zu entwaffnen. Die Christen waren somit keine Feinde des Römerstaates, sie sprachen für sein Heil heiße, wunderkräftige Gebete, sie entzogen sich auch nicht der Dienstpflicht. Es galt dabei den Verfechtern des christlichen Glaubens ganz gleich, ob sie selbst und andere ihrer Sittenlehrer das Soldatenhandwerk für den Christen nicht geziemend fanden: in dem leidenschaftlichen Streite des 2. Jahrhunderts ward überhaupt gar oft recht wenig gründlich gedacht.

Die beiderseitige anstandslose Annahme eines Wunders zeigt wieder einmal, wie nahe sich im Grunde die erbitterten Gegner stehen. Die Übertritte von einem Glauben zum anderen — übrigens nicht immer nur vom Heidentum zum Christentum — mögen sich oft unschwer vollzogen haben. Nicht selten dient als Vermittlung die platonische Philosophie. Justin will vor seiner Bekehrung Platoniker gewesen sei; Ammónios Sakkas, der sog. Stifter der neuplatonischen Lehre, war der Sohn christlicher Eltern. Die neue heidnische Philosophie, der Neuplatonismus, sollte trotz häufiger Feindschaft gegen das Christentum den Verkehr beider Religionen noch weit gründlicher als die ältere Philosophie erleichtern.

3. Neuplatonismus und Christentum.

Das 3. Jahrhundert n. Chr., in dem sich allmählich der politische Sieg des Christentums vorbereitet, ist eine der furchtbarsten Zeiten gewesen, die das Abendland, damals also die Welt des Mittelmeeres, durchgemacht hat. Alles scheint zu wanken, nirgends ein fester Halt. Der Osten und der Norden waffnen sich in gleicher Weise wider Rom; immer wieder rennen die Perser, die nach langer Ruhe mit orientalischer Schnelligkeit unter gewaltigen Despoten ein machtvolles Reich aufführen und bis ins siebente Jahrhundert auf einer gewissen Höhe halten, gegen die römischen

Ostprovinzen an, germanische Völkerfluten durchwogen das Reich, die Provinzen werden unsicher, die Soldateska wirft bald diesen, bald jenen wilden Hauptmann auf den Thron der Cäsaren, den nur wenige starke und zielbewußte Charaktere einige Zeit behaupten können. Es ist ein allgemeines Chaos, in dem alles wüster Barbarei zu erliegen droht. Römische Kraft und griechische Bildung und Sitte, alles, was der Mittelmeerwelt ihren Charakter verlieh, scheint sich verlieren zu wollen und im Strudel unterzugehen. Auch die alten Kulte, nicht zuletzt die Mithrasreligion, gehen gewaltig zurük, weil das zusammenbrechende Staatsregiment sie nicht mehr unterhalten kann, die Armut der Gläubigen den Göttern keine Gaben mehr darzubringen imstande ist (vgl. S. 126 f.). Aber was Jahrhunderte mühsam aufgeführt haben, das kann doch nicht so schnell in das Nichts zerstieben, und nach Jahrzehnten des Elends siegt noch einmal wieder der alte Staatsgedanke Roms, wenn auch in verwandelter Form. Diokletian schafft eine neue Verfassung und nach ihm Konstantin die Einheit des Reiches.

Umfassende polemische Werke beider Gegner.

Doch selbst in dieser furchtbaren Epoche, die mit so vielen Feinden von außen beschäftigt war, loderte der Kampf der Geister weiter. Die Feinde, die hier dem Christentume entgegentreten, sind von diesem stets geachtet worden, weil sie nicht rein negierten, sondern ein positives System schufen. Es sind dies die **Neuplatoniker**, die, eine eigentümliche theosophische Ideenwelt ausbildend, den engsten Anschluß an die Gottheit suchten, der sie durch Verzückung teilhaftig werden, der sie durch Askese nahe kommen wollten. Sie nahmen als Erben des Poseidonios, dem sie viel verdankten, aber in noch höherem Grade als er (S. 15 f.) zwischen Gott und dem Menschen vermittelnde Kräfte an, sie verwarfen in keiner Weise die griechischen Götter, sondern suchten diese in Begriffsgestalten umgesetzt ihrem Systeme von den göttlichen Kräften anzupassen. Sonderbare Orakelsammlungen, die bei ihnen im Schwange waren, nannten auch Christus einen durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneten Menschen, nur von seiner Göttlichkeit wollten sie nichts wissen. Die Sehnsucht dieser Philosophen nach der Gottheit, ihr reines Streben konnte sie den Christen auch

sonst in etwas nähern, und ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden hat denn auch in einzelnen Persönlichkeiten Ausdruck gefunden; der Stifter der Sekte, wenn man so sagen will, war, wie bemerkt, aus dem christlichen Lager hervorgegangen, Augustin zeigt Berührung mit dem Neuplatonismus, und wir wissen, daß ein anderer Anhänger der Sekte den Prolog des Johannesevangeliums laut gepriesen hat. Die Lehre des Christentums aber blieb zuletzt doch mit dem älteren neuplatonischen Systeme schwer vereinbar; die Neuplatoniker waren trotz der Askese und Ekstase, trotz ihrer Orakel vom höchsten Gotte und seinen Kräften, trotz ihres mystischen Orientalismus noch nicht ganz von den Griechen abgefallen, noch konnten sie es lächerlich finden, wenn gewisse phantastische Christensekten sich nach einer anderen Welt sehnten, die es doch gar nicht gebe. Und sie schätzten, anders als z. B. die Stoiker, die Wissenschaft wieder höher (vgl. S. 8). Aus den Neuplatonikern ist denn auch einer der heftigsten Feinde des Christentums hervorgegangen, der Syrer Porphyrios (geb. 233 n. Chr.), den man im Christenlager 200 Jahre lang mit Eifer bekämpft hat. Seine Schrift gegen die Christen, 15 Bücher an der Zahl, ist zweimal mit Gewalt vernichtet worden, mehrere Werke der ihn bekämpfenden Gegner sind ebenfalls verloren gegangen; gleichwohl wissen wir genug daraus, um uns von ihm ein ungefähres Bild machen zu können.

Porphyrios besteht aus Gegensätzen, zwei Seelen wohnen in der Brust des bedeutenden Gelehrten. Auf der einen Seite bekämpft er den Glauben der Christen und seine Überlieferung durch alle Mittel einer Kritik, die zwar durchaus nicht von ihm selbst allein gefunden, sondern vielfach übernommen, aber doch jedenfalls sehr scharfsinnig fortgesetzt wird, auf der anderen Seite begeistert er sich für alle Mystik, ja sogar für die wertlosesten Orakel, deren Fälschung auf der Hand liegt. So hat er ein Buch geschrieben: „Über die Philosophie aus den Orakeln“, in dem er allen Ernstes jene bei den Neuplatonikern gebräuchlichen Göttersprüche über das Wesen des höchsten Gottes, über die Religion der Juden und Christen als tiefste Offenbarung von oben treugläubig hinnimmt; Kritik und Unverstand gehen bei ihm durcheinander. Und dieselbe Beobachtung machen wir in Einzelheiten. Er verurteilt gleich Celsus die allegorische Erklärung der Bibel

und vergißt dabei ganz, daß er selbst an der allegorischen Deutung der Gedichte Homers festhält.

Sein großes Werk nun, von dem uns nur wenige, aber charakteristische Zitate erhalten sind, und das wir auch aus einer Benutzung durch einen anderen Neuplatoniker näher kennen, läßt uns in ihm einen originellen und sehr ehrlichen Gelehrten erkennen, der sich redlich bemühte, immer wieder neu zu lernen. Er war vor allem ein gründlicher, historisch denkender Philolog. In einem Buche seines Werkes schrieb er einen vollen Kommentar zum Propheten Daniel und gab die hier allein richtige zeitgeschichtliche Deutung der Apokalypse, die er in die Epoche des Antiochos Epiphanes verlegte: er hat damit der Forschung unserer Tage fast wie ein Professor der Theologie vorgearbeitet. Er analysierte die Berichte der Evangelien über Christus' Genealogie, seine Kindheit, überhaupt über sein Leben und Sterben und fand überall starke Widersprüche zwischen ihren ganz ungebildeten, verlogenen, fälschenden Verfassern, wie er sie bezeichnete; die Apostel selbst nannte er unwissend, ohne den rechten Glauben, aber in magischen Künsten wohl erfahren; aus Gewinnsucht hätten sie Mission getrieben und ihre Hörer ausgenutzt. Porphyrios nimmt also als Philolog in erster Linie an den Berichten über Christus Anstoß, während er die Person des Religionsstifters selbst entsprechend der neuplatonischen Anschauung von ihr schonungsvoll, ja fast wohlwollend behandelt; so führt er die Episode zwischen Jesus und dem reichen Jüngling auf eine böswillige Tendenz des Erzählers, auf sozialen Klassenhaß zurück. Am nachdrücklichsten aber befehdet Porphyrios die beiden größten Apostel, Petrus und besonders Paulus. Petrus, der nicht nach dem Gebote seines Meisters handelt, nicht Vergebung übt, sondern das Schwert zieht, ist feige, verächtlich und mordsüchtig, zankt sich kindisch mit Paulus herum; dieser, für den der Neuplatoniker bezeichnend genug gar kein Organ besitzt, ist verschlagen, gewinnsüchtig, servil, steckt voller Widersprüche, verbreitet unsinnige Lehren und weissagt falsch. Die Dialektik des großen Heidenapostels, sein rabbinisches Wesen ist gerade dem hellenistischen Orientalen durchaus verschlossen, die Auseinandersetzung über das Gesetz und das Evangelium versteht er nicht; er findet Paulus' Haltung da, wo er sich auf sein Recht als römischer Bür-

ger beruft, für einen Juden sehr zweideutig. — Und weiter noch unterscheidet der Christenfeind nachdrücklich zwischen dem Meister und seinen Nachfolgern. Er tadelt das christliche Verlangen nach blindem Glauben, wie es schon Celsus getan, er nimmt an den Erwartungen vom nahen Ende, an der Vorstellung vom Untergange des Himmels, an der Lehre vom Abendmahl heftigen Anstoß. Die Lehre von den Engeln beweist ihm den Polytheismus auch des Gegners, der sich über hellenische Tempel, Bilder und Opfer gründlich täusche, ja, der doch selbst einst von Gott die Vorschrift für Tempel- und Opferdienst erhalten habe. Vollends will Porphyrios von seinen eigenen christlichen Zeitgenossen nichts wissen. Der Glaube der Bischöfe, Priester und Presbyter entspricht, erklärt er, in keiner Weise der von Christus (Matthäus 3, 17) aufgestellten Forderung, und wie dem Philosophen das ganze Kirchenregiment mißfällt, so nimmt er auch ein besonderes Ärgernis am beherrschenden Einfluß der Frauen. Der hellenistische Philosoph war nicht der Letzte, dem der Widerspruch zwischen Christus' Person und Lehre und dem, was die Menschen vielfach daraus entwickelt haben, zum starken Anstoß geworden ist.

Mit unversöhnlichster Schärfe bleiben endlich auch bei Porphyrios wieder die alten Gegensätze zwischen den Hellenen und Christen bestehen: die Anschauung von den zeitlichen Sünden und ihrer ewigen Bestrafung, von der Berufung gerade der Sünder durch Christus, von der sühnenden Taufe, besonders aber das Kerndogma von der Auferstehung des Fleisches. So ungriechisch oft das Wesen dieses bigotten Orientalen uns berührt, sein von griechischer Tradition beeinflußtes, im Hörsaale seines Meisters, des großen Plotinos, entwickeltes Denken sträubt sich eben doch mit aller Kraft gegen den Offenbarungsglauben, dem er seinerseits Einlaß in die eigene Religion gestattet.

Mit Recht legt man vielen Argumenten auch des Porphyrios große Kraft bei, mit Recht hat man sie zum Teil ebenso unwiderleglich wie die des Celsus genannt. Seinen christlichen Gegnern ist es jedenfalls nicht immer möglich gewesen, seine Bibelkritik zu entkräften. Denn es beweist doch keine geringe Hilflosigkeit, wenn einer dieser Apologeten den Widerspruch der Evangelien über Christus' Tod mit der starken Verwirrung der Erzähler er-

klärt, die bei dem damaligen allgemeinen Aufruhr in der Natur notwendig ganz konfus geworden seien. Die beste Bekämpfung des Porphyrios, den die Heiden übrigens bald wegen seiner schonungslosen Ehrlichkeit über die Widersprüche der eigenen Religion ablehnten, war und blieb der Angriff auf das ganze von ihm vertretene Heidentum selbst.

Zu Beginn des 4. Jahrhunderts hat dann der Kirchenvater Lactantius einen solchen Vorstoß in breiter Front geführt. Gegen die ältere wie gegen die neue Philosophie, wenn auch nicht unmittelbar gegen Porphyrios selbst, trat er mit einem umfangreichen Buche in die Schranken, das er mit einem halbjuristischen Titel „Göttliche Institutionen“ benannte. Er ist ein Mann, der sich mit dem ganzen Rüstzeug der heidnischen Bildung ausgestattet glaubt, der die Feinde auf ihrem eigenen Boden angreifen will.

In Lactanz kündigt sich nun eine neue Zeit an, in gewissem Sinne haben wir in ihm schon eine Vorahnung des mittelalterlichen Geistes. Seit langem gab es ja in der antiken Welt eine der exakten Wissenschaft feindliche Strömung; nur der Mathematik, als einer Schöpfung des allgemein verherrlichten Pythagoras, gewährte man Spielraum (vgl. S. 96). Aber eine wirkliche Feindschaft gegen des Menschen allerhöchste Kraft, gegen diesen edlen griechischen Erkenntnistrieb, bringen erst die römischen Kirchenväter auf. Alle Naturwissenschaft, sagt Lactanz, ist Unsinn; die Welt um uns her zu ergründen, heißt dasselbe, als wollten wir über eine entfernte, nie von uns gesehene Stadt Auskunft geben. Die Natur kann der Mensch doch nicht erkennen; wer das will, ist wahnsinnig. Gott hat dem Blicke des Menschen alles, was innerhalb seines Leibes vorgeht, entzogen, weil er nicht wollte, daß der Mensch nach Dingen forsche, die ihm nicht ziemen. Alle Astronomie ist ein Wahnsinn, die Kugelgestalt der Erde, bemerkt der Christ nach einem älteren Apologeten, bleibt zweifelhaft, ein Globus ist ein Unding. Es gibt nur eine Wissenschaft: die von Gott, der ganze Sinn unseres Lebens ist die Religion; die Naturforscher nennen Natur, was nichts anderes als den Ruin der Religion bedeutet. Durch dieses trotz aller Torheit gewaltige Wort leitet Lactanz über zu der Weltanschauung, die für die Folgezeit maßgebend geworden ist. Das ganze Leben wird

vom Geiste auf das Gemüt zurückgelenkt, die Wissenschaft wird durch die Bibel verdrängt. Diese wird die Norm für alles, sie muß endlich auch über die Natur Auskunft geben, das Wunder des Josua verdrängt die Kunde der Sterne, die Astronomie darf höchstens noch in der Astrologie, weil gegen diese nicht alle Christen eingenommen sind, ein dürftiges Dasein fristen. Das ist jene Weltanschauung, die den Naturforscher einer späteren Zeit auf den Scheiterhaufen brachte. Aber wie wir die Pflicht haben, jeden einzelnen Menschen als ein Ganzes zu betrachten, so müssen wir in viel höherem Sinne auch eine solche Entwicklung, eine solche Weltanschauung verstehen. Hand in Hand mit dieser Abkehr von der Wissenschaft geht eben doch die tiefste Einkehr in das Gemüt. In ihm und in der Bibel wurzeln die letzten Denker des ausgehenden Altertums, wurzeln die tiefsten Geister des Mittelalters, wurzelt ja schließlich auch noch ein Luther. Eins ist mit dem anderen unlöslich verkettet, wir können eine solche Zeit nicht hier herb tadeln, dort loben: auf einem einzigen Boden ist ihr ganzes Wesen gewachsen, und diesen Boden allein gilt's zu kennen.

Und auf dem Boden des Christentums schafft Lactanz neue Werte. Dafür nur ein Beispiel. Er hat sich gegenüber so vielen Griechen, die in der oberflächlichsten Weise über den Tod vernünftelten, wieder auf den festen Boden gestellt, den wenige heidnische Denker einnahmen: er würdigt den furchtbaren Prozeß des Sterbens, des allmählichen Todes. Gewiß ist auch bei ihm mancher Gedankengang nicht bis zu Ende abgeschritten und sind viele Argumente stumpf; dafür aber hat seine weitherzige Ethik, die in die Tiefen der Sünde und der sinnlichen Verführungen mit weltsicherem Fuße hinabsteigt, etwas unbedingt Erhabenes.

Denn allerdings, die Christen leben jetzt in der Welt. Wenn Tertullian noch meinte, der wahre Christ sehne sich nur danach, sobald als möglich abzuscheiden, so ist nun bei Lactanz zwar noch keine Weltfreudigkeit, wohl aber eine notwendige Absindung mit diesem Dasein ersichtlich. Der Christ glaubt nicht mehr an das baldige Nahen des Antichrists und des Gerichtes, vollends hat der Gedanke vom wiederkehrenden Nero keine dauernde Stätte mehr bei ihm. Das Ende muß natürlich einmal kommen, und auch Rom — mit Furcht und Zittern spricht der Apologet es aus — muß ihm erliegen. Entsprechend der breiten Anlage seiner Schrift

gibt er zwar noch ein in weitestem Rahmen gespanntes Bild der letzten Dinge, aber er glaubt doch nicht mehr an den baldigen Eintritt aller dieser Prophezeiungen.

Nahm das Christentum teil an der Welt, so bestand natürlich die Gefahr der Verweltlichung. Ihr sind, wie begreiflich, viele unter den hervorragenden Kirchenlehrern der Folgezeit erlegen. Da stand nun glücklicherweise als noch immer gefährlicher, als scharf mahnender Gegner das Heidentum auf dem Posten. Es war ja, obwohl Konstantin das Christentum freigegeben, noch lange nicht besiegt. Wenn die Christen, wie vorher bemerkt, zweihundert Jahre lang den Porphyrios bekämpfen zu müssen glaubten, so war dessen Gemeinde doch wohl noch groß genug. Sie rekrutierte sich aus den Besten der hellenischen Kultur, aus ihren vornehmsten Geistern. Ihnen tritt nun der Kirchenvater Eusebios gegenüber, eine der letzten Persönlichkeiten des Altertums, denen man wirklich den Namen eines großen Gelehrten geben kann, ein Mann, dem man trotz vieler Schwächen, trotz einer gewissen Begabung für den Stand des Höflings — so schrieb er ein Buch zur Verherrlichung des Konstantin — und trotz vieler Flüchtigkeiten im einzelnen doch tief wissenschaftlichen Sinn und einen weit umspannenden Gesichtskreis nicht absprechen darf; er ist sicher eine der bedeutendsten Erscheinungen des späteren Hellenismus. Eusebios will die Juden, deren Angriffe noch immer fortdauerten, und besonders die Heiden, d. h. nicht nur die Griechen, sondern auch alle orientalischen Völker widerlegen. Dazu wappnet er sich mit einem gewaltigen Rüstzeug. Er läßt die ganze theologische und historische Weisheit der Ägypter, Babylonier und Griechen in ausführlicher Exzerptenreihe an dem Auge des Lesers vorübergleiten; danach, nachdem er den Widersinn dieser Anschauungen klargelegt, beschäftigt er sich mit der griechischen Philosophie von ihren Anfängen an bis auf Porphyrios. Alle Sätze dieser Philosophie, die dem Christentum widerstreiten, so besonders die Anschauung vom Schicksale, erfahren ausführliche Behandlung. Natürlich bedient sich auch Eusebios des alten Trugschlusses, daß die weisen Griechen, wo sie mit den Juden zu stimmen schienen, diese benutzt hätten, denn sie seien jünger als diese, aber im Unterschiede zu früheren Apologeten ist ihm doch nicht so ganz wohl bei diesem Satze, und er gibt wenigstens die Mög-

lichkeit zu, daß Platon zu seiner erhabenen Weisheit durch eine Erleuchtung von Gott her gekommen sei. Aber freilich, so hoch er Platon stellt, er glaubt doch, wie auch die anderen Apologeten, jener habe sich, obwohl voll von heiliger Weisheit, vor den Athenern gefürchtet, sie offen zu bekennen. Wieder einmal können Philosophie und Christentum nicht ganz zusammenkommen.

Das Heidentum aber war, wie bemerkt, noch lange nicht überwunden. Auch das literarische nicht; auf Porphyrios folgte Kaiser Julianus. Der Apostat war kein „Romantiker auf dem Thron", kein rasch vorüberzuckendes Meteor, sein Auftreten bildete keinen Anachronismus (vgl. S. 128 f.). Er wirkte durch Tat, Wort und Schrift, durch Gesetze, Reden und literarische Polemik. Seine Streitschrift gegen die Christen, ein schnell, sogar ohne Kenntnisnahme des Porphyrios abgefaßtes, außerordentlich bitteres, wenn auch ehrliches Buch, ist uns durch die Polemik des Christen Kyrillos zum Teil erhalten geblieben, in weit besserem Zustande als Porphyrios. Julian rückt den Christen recht nahe, er will von ihnen auf seine Fragen richtigen, klaren Bescheid erhalten, das polemische Chaos, wie es bis dahin bestanden, indem jeder den Gegner wütend anschrie, soll aufhören. Er ist dabei, wie gesagt, durchaus ehrlich, er findet die Heiden sittenlos, freilich die Christen seiner Zeit, schwerlich mit Unrecht, nicht minder. Dann macht er sich daran, die Widersprüche der Bibel, ganz in der Weise des Celsus, hervorzuheben und das Alte Testament im gleichen historischen Sinne wie dieser als ein Dokument jüdischer Mythologie zu behandeln. Seine Frage, in welcher Sprache wohl die Schlange des Paradieses geredet habe, ist weit von einem frivolen Scherz entfernt, sie soll nur die Gegner auf das Mythenähnliche der Erzählung hinweisen. Und so fährt er denn fort, den babylonischen Turmbau, die Sprachenverwirrung als Sage zu behandeln. Die Juden des Alten Testaments haben ferner gar nichts vor den anderen Völkern voraus, die guten Gesetze der Griechen sind den jüdischen mindestens gleich, die Juden hatten blutige Opfer, sie gaben durchaus nicht den anderen Völkern den Anstoß zu aller Kultur, deren Ausbildung allein den Griechen zu danken ist. — Schneidend aber wird Julians Polemik, wenn er auf das Christentum seiner Tage kommt. Er wirft ihm vor, daß es die Wut der Märtyrer durch den Umsturz der Tempel und Altäre

nachahme. Ihr tötet, ruft er, nicht nur die Heiden, sondern auch die Anhänger der Sekten, die nicht so wie ihr den toten Christus beklagen. Davon, von solch lautem, gehässigem Wesen wußte weder Christus noch Paulus. Die ersten Christen suchten die Menschen in aller Stille für ihre Lehre zu gewinnen. Und dann dieser üppige Kult der Toten! Überall sehen die Christen die Spuren der Apostel und Heiligen, bauen Gräber und Denkmäler ihnen zu Ehren, während doch Christus die Pharisäer mit häßlichen Gräbern vergleicht und ruft: Laßt die Toten ihre Toten begraben.

Was aber nun der Kaiser, der Jünger seiner leidenschaftlich verehrten neuplatonischen Lehrer, als seine positive Religion an Stelle des Christentums setzt, ist noch dürftiger, noch verschwommener als der Glaube des Porphyrios; nichts als unbestimmte halborientalische Göttergestalten, die ihr Wesen bald mit diesem, bald mit jenem Gotte vertauschen können. Einem solchen Glauben haftet der Krebsschaden halbgelehrter Verkehrtheit an; zu solchen Abstraktionen konnte wenigstens keine größere Gemeinde beten. Desto brünstiger hielten freilich die zahlreichen Philosophenkonventikel an diesem Wesen fest.

4. Die Zeit Augustins.

Christen und Heiden hatten sich leidenschaftlich über die Frage gestritten, ob die altrömische Macht und Größe eine Folge der Frömmigkeit des Herrschervolkes sei oder nicht, welche Verbindung ferner zwischen den Übeln der Zeit und der Abnahme des Götterglaubens bestehe. Immer wieder sahen die Heiden des 3. Jahrhunderts in der Vernachlässigung der Götter die Schuld an dem allgemeinen Elend des Reiches, immer wieder erklärten die Christen bei einer kurzen Besserung der Zustände, daß Gott jetzt doch selbst sein Wohlwollen dem christlichen Rom bezeuge.

Augustins „Gottesstaat".

Aber die Zeiten wurden schlimmer und schlimmer, es erfolgte zuletzt die furchtbare Plünderung Roms durch die Goten, ein Ereignis, das auf alle Zeitgenossen den niederschlagendsten Eindruck hervorgerufen hat. Der Hohn der Heiden gegen die Christen und ihren hilfreichen Gott ward neu entfesselt. Da trat Augustin auf den Plan. Er begann sein gewaltiges Werk vom Gottesstaate,

führte es mit ruhiger Verachtung einer literarischen Polemik, die die Heiden vorbereiteten, zu Ende. Er war kein weltfremder Asket, er hatte die Sünde nicht wie ein Eremit in der Phantasie schaudernd vorempfunden, eher hatte er erfahren, wie nahe der höchsten geistigen Verzückung oft der tiefste Fall ins gemeinste, animalische Leben liegt. So war er der Sünde erlegen und hatte sich aus dem Elend durch eigene Kraft wieder emporgearbeitet. Er war der (griechisch-) römischen Weisheit kundig und verachtete sie nicht wie manche unter den früheren Apologeten, sondern schätzte seinen Platon und ehrte auch den Porphyrios. Und dazu kam noch eines: in ihm lebte ein Rest von Römerstolz, von Staatsbewußtsein, der sich freilich unausgeglichen mit der Idee vom Gottesstaate in seiner Seele paarte. In dieser gewaltigen Waffenrüstung warf er sich auf den Feind und schrieb die Bücher vom Gottesstaate, jene wunderbare Apologie, voll von heiligstem Empfinden, bohrendem Scharfsinn, geschichtlichem Weitblick und doch auch schlimmster Sophistik, eines der herrlichsten Werke der römischen Literatur nicht minder wie des Christentums.

Er begegnet zuerst der Frage nach den Übeln der Zeit. Natürlich vermag er ebensowenig wie irgendein Mensch auf der Welt eine entscheidende, befriedigende Antwort zu geben. Aber Augustins Gesichtspunkte, zum Teil freilich der heidnischen Philosophie, z. B. einem Seneca, entlehnt, bleiben doch großartig. Nicht daß wir ebenso wie die Bösen leiden müssen, kann nach ihm hier in Frage kommen, sondern die Folgen des Leides gilt es bei Guten und Bösen zu betrachten. Das Ungemach bessert die Guten, verschlechtert die Bösen. Der böse Heide, wenn er es auf der Welt nicht mehr ertragen kann, nimmt sich das Leben, nur wenige Bessere haben davon eine Ausnahme gemacht; der Christ harrt im Elend aus, bis ans Ende geduldig. Aber solche Folgen, ruft er den Heiden zu, sind's ja auch gar nicht allein, die euch bewegen. Ihr klagt nur über das Christentum, weil ihr in eurem alten frevelhaften Überflusse weiter leben wollt. Die ganze Welt um euch herum, die Völker des Ostens bejammern euren Untergang, und ihr schreit nur nach dem Theater; ihr seid schlecht geblieben. — Dann wendet sich Augustin, ähnlich wie es auch frühere Apologeten getan, aber mit ganz anderem Nachdrucke gegen die Anschauung, daß Rom durch das Christentum zurück-

gegangen sei, und gibt einen Rückblick auf die römische Geschichte und die angebliche Förderung Roms durch die heimischen Götter, überhaupt durch den Kult der Vielgötterei.

All das Elend früherer Zeiten, die Verbrennung der Stadt durch die Gallier, die großen Niederlagen im Felde, haben die römischen Götter ruhig mit angesehen. Schliefen sie denn, als die Gallier das Kapitol erklommen? Da wachten nur die heiligen Gänse und erhielten dann freilich eine Verehrung, ähnlich dem ägyptischen Bestienkult. Herrliche Götter, die ihr Volk nicht erziehen, sondern es verlassen, obwohl man sie ehrt. Ein Marius blieb ungehindert in seinem Wüten, edle Bürger gingen zugrunde: das ist das Werk eurer Götter! Wendet euch darum zu Gott! „O Rom voll Ruhm und Ehre, Volk des Regulus und Scävola, der Scipionen, des Fabricius! danach soll dein Streben gehen; scheide zwischen diesem und der abscheulichen Nichtigkeit, der trügerischen Bosheit der Dämonen. Gab dir die Natur, Lob über alle zu erwerben, so gilt es jetzt dieses zu reinigen und zur Vollendung zu bringen, durch wahre Frömmigkeit, denn die Gottlosigkeit richtet es zugrunde und bestraft es. Jetzt stehst du am Scheidewege, nicht in dir selbst sollst du Ruhm finden, sondern ohne jeden Irrtum in Gott. In alten Zeiten hattest du Ruhm auf Erden, aber nach dem verborgenen Ratschlusse der göttlichen Vorsehung konntest du die wahre Religion noch nicht finden. Auf, erwache, es ist Tag, wie du erwachtest in denen, deren erhabene Tugend, deren Leiden für den wahren Glauben unser Stolz ist, die bis zum letzten Augenblicke sich gegen die bitterfeindlichen Mächte schlugen, durch tapferen Tod sie besiegten und so durch ihr Blut uns ein Vaterland erworben haben. An dieses Vaterland, rufen wir dir mahnend zu, schließe dich an; du sollst zu den Bürgern gehören, deren Asyl die wahre Vergebung der Sünden heißen darf.“

In diesen gewaltigen Worten, wie sie wenige Römer so patriotisch und so voll tiefer Frömmigkeit zu ihrem Volke geredet, weist er über die rauchenden Trümmer Roms hinaus nach dem Gottesstaat, wie einst dem Apokalyptiker nach Jerusalems Zerstörung das neue Jerusalem in den Wolken erschien.

Aber so heiß sein Herz noch für die Rettung römischer Seelen erglühen kann, eben diese Idee des Gottesstaates muß ihn von allem Irdischen ablenken. Es ist nicht Zufall, daß eine solche Mahnung gerade vor dem endlichen Falle Roms ausgesprochen worden ist; ein Jahrhundert früher wäre dieser Ton nicht möglich gewesen. Die ganze römische Geschichte ist Augustin kaum der Mühe wert. Was ist denn erreicht worden? fragt er: nach 240 Jahren Blutvergießens seit der Gründung hatte die Stadt 20 Millien Landes mehr gewonnen! Das Ende von allem war nach

Strömen des Blutes die Knechtung des entnervten Staates durch Augustus. Hätte es nun damals schon Christen gegeben, man würde ihnen sicher all dieses Elend zugeschrieben haben. — Noch immer ferner hält es der Apologet für notwendig, den Götterglauben zu widerlegen. Er brauchte dabei ihrer Qualität nach keine anderen Mittel als die Vorgänger, nur daß er wieder ganz anders in die Breite arbeitet als diese. Ihm kommt es vor allem darauf an, den tiefen Spalt zwischen dem Glauben der gebildeten Griechen und Römer und dem des Volkes wieder und wieder zu zeigen und demgegenüber das Christentum in seiner ganzen Konsequenz darzustellen. Und so rühren ihn auch nicht die alten Einwände der Gegner, warum Gott denn diese den Christen so anstößige Heidenwelt hätte werden lassen, warum er den Sündenfall, den er doch voraussehen mußte, zugegeben. Neben den vielen und bedeutenden Abhandlungen der Griechen und ihrer römischen Nachtreter über das Geschick, das Fatum, spielen Augustins Anschauungen, obwohl auch sie nicht immer ganz originell sind, um ihrer Entschiedenheit willen doch keine kleine Rolle. Das Römerreich, sagt er, stammt von Gott wie Assyrer und Perser, wie die ganze Entwicklung der Welt. Er gab das Reich Guten und Bösen, einem Vespasian und Domitian, einem Konstantin und Julian, dem Abtrünnigen. Die Einzelgründe sind nicht deshalb ungerecht, weil sie dunkel sind. Ebenso steht es mit dem einzelnen Menschen: das Fatum und der freie Wille schließen sich nicht aus, denn unser Wille ist nur ein Teil von der Dinge Ordnung.

Von großer Erhabenheit ist sein weiterer Kampf gegen die Philosophie der Heiden; an die Höhe seines Standpunktes reicht nichts heran, was die Apologetik früherer Zeiten in ihren besten Vertretern geleistet; nur Eusebios kann wenigstens um der Weite seines Gesichtskreises willen mit ihm in Vergleich treten. Augustins Vorgänger blieben zumeist an den Außenwerken hängen, die schon von selbst zerfielen, er dringt auf die Zitadelle des Feindes vor. Die anderen schalten öfters nur, er streitet. Er vermag historisch zu denken, das Heidentum ist ihm nicht ein Schwindel, ein Spuk, sondern eine große Weltanschauung. Er ist ehrlich genug, den Kampf für sehr schwer zu halten; denn, sagt er, diese Philosophen stimmen sehr häufig mit uns. Er gibt die auch schon

von Eusebios zögernd verlassene Position, daß Platon von den Propheten gelernt habe, auf, und verweist dabei auf die chronologische Unmöglichkeit dieser fast schon zum Dogma gewordenen Anschauung. Platon und Porphyrios könnten im Austausch eine christliche Persönlichkeit bilden. Und noch mehr. Augustin gibt zu, daß diese Heiden einen Vorzug vor den Christen besaßen: sie sprachen seinerzeit ihre Anschauungen offen und rückhaltlos aus, ein Christ muß heutzutage sich in acht nehmen, religiöse Ohren zu beleidigen. Das ist nicht nur ehrlich gesagt, sondern in der vollen Zuversicht des Siegers gesprochen, der des Kernes seiner Sache gewiß ist, mag auch hier und da im einzelnen etwas nicht ganz so sicher sein. Wenn also die Feinde, z. B. Celsus, sich über die Naivität der christlichen Schöpfungsgeschichte aufhielten, wenn sie darüber spotteten, daß es Tage schon vor der Erschaffung der Sonne gegeben haben solle, so erwiderte Augustin, daß solche Einzelheiten sich unserem Verständnisse entzögen; wenn man ferner frage, was denn Gott vor seinem Werke getan, so sei das ein törichter, ein Gott menschlich messender Einwand: Gott in der Ruhe ist derselbe wie Gott in der Tätigkeit. Die Bibel lehrt, daß etwa 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt verflossen seien, und damit scheinen die orientalischen Berechnungen zu stimmen. Aber will man auch den Gegnern entgegenkommen und 6000 mal 1000 Jahre annehmen, so sind diese doch nur kurz gegen die Ewigkeit. Und wenn man auf heidnischer Seite betont, daß nichts gegen die Natur sein könne, so weisen wir Christen auf viele Wunder, die auch in heidnischer Zeit geschehen sein sollen, hin: ein Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen unsere eigene Naturerkenntnis. — Es ist dies wieder einer der tiefsten Sätze des Denkers, von dauernder Gültigkeit, weil er den tiefsten Kern aller Apologetik gegen solche Angriffe enthält. Er gleicht einem Felsblock, an dem sich im Meere der Zweifel manche ängstliche Christengemüter gehalten haben; ein Satz ist's, der seine geschichtliche Größe behalten wird, auch wenn wir nicht vergessen, daß ihm doch eine gewisse rationalistische Anschauung zugrunde liegt, die Augustin auch sonst betätigt, wenn er die einzelnen Wunder, z. B. den Flug der auferstandenen Körper, als möglich beweisen will. — Charakteristisch für den Genius bleibt seine Schätzung anderer Geister. Wie falsch hatte doch das Christentum

so oft Sokrates' Wirken beurteilt! Augustin erhebt sich auch da hoch über seine Mitwelt.

Sokrates, erklärt er, wollte nichts von Naturforschung wissen, er sah, daß das Wesen der Dinge nur von solchen begriffen werden könne, deren Sinn gereinigt und geheiligt sei: „so glaubte er denn, das Hauptgewicht sei auf die sittliche Läuterung des Lebens zu legen, damit der Geist, von der Last niederziehender Lüste befreit, in natürlicher Schwungkraft zur Ewigkeit sich höbe, und das Wesen des unkörperlichen, unveränderlichen Lichtes da, wo die Urgründe alles Geschaffenen ein Dasein der Beständigkeit leben, durch die Reinheit der Erkenntnis erschaue. Es ist gleichwohl bekannt, wie er dann, seine Unwissenheit eingestehend oder sein Wissen verleugnend, in bezaubernder Anmut der Erörterung, in einer Mischung von Scharfsinn und weltmännischem Wesen mit der Torheit der Laien sein Spiel getrieben hat, jener Laien, die sogar auf seinem eigensten Gebiet, in den ethischen Fragen, etwas zu wissen glaubten. Das erregte mannigfache Feindschaft, eine verleumderische Anklage verurteilte ihn, und er ward mit dem Tode bestraft."

Dieses Urteil des Großen versöhnt mit manchen schiefen Auffassungen der Christen von Sokrates.

Am Ende seines Werkes faßt er dann die Idee des Gottesstaates in seiner Verwirklichung noch einmal ins Auge.

Fünf Zeitalter, erklärt er im Verfolg einer älteren jüdisch-christlichen Vorstellung (vgl. S. 49 f.), entsprechend den Tagen der Woche, sind dahingegangen, jetzt ist das sechste da, dessen Dauer sich freilich nicht ermessen läßt. „Danach wird Gott wie an einem siebenten Tage ruhen, wenn er diesen siebenten Tag, dem wir seine Bedeutung geben, in sich selbst ruhen läßt. Von diesen Zeitaltern will ich nun hier nicht im einzelnen reden, aber dieser siebente wird unser Sabbat sein, dessen Ende nicht der Abend ist, sondern der Tag des Herrn, ein achter Tag in der Ewigkeit, verklärt durch Christi Wiederkunft, der eine ewige Ruhe nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes bedeutet. Dort werden wir ruhen, dort schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Das ist das Ende ohne Ende. Denn ist das ein Ende, das Reich zu sehen, das kein Ende hat?"

Allmähliches Erlöschen der Polemik.

Mit diesem fast apokalyptischen Ausblicke schließt der große Mann sein unsterbliches Werk, er, nach Platon und Aristoteles der gewaltigste Philosoph des Altertums. Der Glanz einer solchen Persönlichkeit löschte die ersterbenden Flämmchen der Gegner vollends aus. Diese Feinde hatten ja schon lange alles gesagt, was zu sagen war; Neues brachten sie nicht mehr. Widerlegt hatte im eigentlichen Sinne niemand den andern. Die scharfsinnigen Einwände der Griechen waren selbstverständlich nicht

aus der Welt geschafft worden, auch durch Augustin nicht ganz entkräftet. Seine eigene Stellung jedoch war so groß, so erhebend, daß sie seine Gesinnungsgenossen über etwaige Zweifel leicht hinwegtragen konnte. Aber durch Gründe, durch Disputationen, durch Bücher und Vorträge von Rhetoren werden, wie immer wieder bemerkt, solche Geisterschlachten nicht entschieden: dafür gibt es in der Geschichte schier unzählige Analogien. Es sind unerklärliche Mächte, die hier ihr Wesen treiben, dem menschlichen Auge zumeist nur durch die Ergebnisse sich enthüllend. Nur so viel können wir hier sagen, das Heidentum starb allmählich an Blutleere. Langsam genug freilich; denn auch das fünfte Jahrhundert, die Zeit Augustins, hat es noch nicht ganz verbleichen sehen, dazu bedurfte es einer längeren Entwicklung. Noch immer weiter schreiben die Christen und Griechen gegeneinander; freilich wird der Ton dieser Schriften hüben und drüben immer versöhnlicher und akademischer, um so mehr, als ja die christliche Theologie vielfach neuplatonische Gedanken aufnimmt. Aber selbst die sehr vernünftige Schließung der Philosophenschule von Athen durch Justinian im Jahre 529, die Austreibung der Neuplatoniker bildet noch nicht den Schlußstein dieses Streites. Die Volksreligion der Griechen zählte noch im 9. Jahrhundert n. Chr. auf der Peloponnes Anhänger, aus byzantinischer Zeit wissen wir von satirischer Schriftstellerei gegen das Christentum, und mancher Literat jener Epoche mochte ein geheimes Glaubensbekenntnis besitzen, das mit der Kirchenlehre wenig zu tun hatte. Aber es sind nur die letzten Zuckungen eines Körpers von einstiger gewaltiger Lebensfähigkeit und Kraftentwicklung. — Die Geschichte der Apologetik zeigt uns dagegen ein stetiges Wachstum der Kräfte bis zur Befestigung einer umspannenden neuen Weltanschauung. Damit war das Werk der Apologetik vorläufig getan. Aber nur für eine gewisse Spanne Zeit. Die Neuzeit hat die alten Kämpfe wieder aufleben lassen, die griechische Polemik hat sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit wieder eingestellt, und auch die christlichen Antworten sind wieder ähnlich ausgefallen. Ein Ende, ein Ziel ist da kaum abzusehen. Und doch darf der den Wert dieser Auseinandersetzungen kalt leugnende Skeptizismus hier nicht das letzte Wort behalten, doch sind diese Kämpfe nötig und heilsam; denn ein bequemes Sichberuhigen über die Fragen der Religion ist der Tod der Religion.

IV. Die äußeren Verfolgungen.

Im Süden Roms diesseits der Mauer liegt eine Rundkirche, genannt S. Stefano rotondo. Ursprünglich vielleicht eine antike Markthalle, ist dieser Bau eine Art Votivkirche aller Märtyrer geworden. Wohin uns in dieser weiten Rotunde der Fuß trägt, überall treten uns auf den Wandgemälden die Leiden der Märtyrer grell entgegen, die Wände scheinen von Blut zu triefen, es ist eine wahre Schlachtbank des christlichen Glaubens, geschaffen von der Phantasie des alten Christentums, die in den Foltern der Märtyrer wie in den Qualen der Hölle verschwenderisch schwelgte. Diese Bilder, diese Darstellungen auf den Wänden eines Baues, den das Heidentum schuf, wollen wie ein Triumph erscheinen, den die Religion des Leidens über die Stadt der Tat, über das alte Rom erfochten. Und so verbindet sich in Rom überall Heidnisches mit Christlichem. Im Amphitheater der Flavier glauben wir die Gestalten der Christen zu sehen, wie sie eine Beute der wilden Bestien werden, im Carcer am Fuße des Kapitols soll nach der Sage Petrus gesessen haben, in der Kirche St. Cecilia in Trastevere liegt die wundervolle Gestalt der heiligen Cäcilia vor uns, mit dem klaffenden Hiebe im jungfräulichen Nacken, so wie nach einer alten Überlieferung der Leichnam im Jahre 1559 in den Katakomben gefunden sein soll. Und nun gar die Katakomben! Zu wem spricht nicht die Geschichte dieser Grüfte, in wessen Herzen bebt nicht das Wort „Martyr“, dort drunten an den Wänden dem Namen so mancher Glaubensstreiter in schlichter Plastik beigefügt, lange nach! Ein frivoler Mensch müßte es sein, der nicht, aus der ehrwürdigen Nacht dieser Grüfte zum Lichte wieder emporsteigend, ein heiliges Gefühl mitbrächte von der Größe der Geschichte, die sich ihm in diesen Särgen, Bildern, Inschriften mitteilt, dem es nicht zum Bewußtsein träte, daß die Roma sotterranea groß ist wie die ewige Stadt über der Erde.

Und doch, wie berechtigt auch immer diese Empfindungen sind, unser geschichtliches Urteil darf gleichwohl nicht von ihnen beirrt werden. Der Blutstrom, der nach der Tradition durch die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte rinnt, ist zu einem nicht geringen Teil ein Gebilde der Sage. Die fromme Legende

hat die Leidensgeschichte des Christentums mit unzähligen Darstellungen ausgeschmückt, die aneinandergerückt ein wahres Schreckenspanorama der christlichen Kirche darstellen. Die unermüdliche literarische Tätigkeit des alten Christentums, die wir schon in manchen Kundgebungen kennen gelernt haben, hat sich bemüht, in breiter und stets sich wiederholender Darstellung, mit blutig grellen Farben das Andenken an die Glaubenshelden fortzupflanzen, die Begeisterung zu nähren, die Wunden immer offen zu erhalten; mit einem ungeheuren, höchst dankenswerten Sammelfleiß arbeiten die Jesuiten seit über 250 Jahren an ihrem ausgezeichneten Werke, an der Herausgabe der „Akten der Heiligen“. Aber die geschichtliche Forschung beider Konfessionen hat doch schon seit längerer Zeit diese scheinbar ununterbrochene Bilderreihe geteilt, die nötigen Abstände hergestellt und besonders die Phantasie- und Nachtstücke aus der Galerie zu entfernen gewußt. Sie hat aber damit, wie sie es stets tut, nicht nur zerstört, sondern auch aufgebaut. Den Bekennern ist nichts von ihrem Ruhme dadurch genommen worden, daß man eine Anzahl allzu greller Blutflecke auf dem Bilde tilgte und so die Gestalt des einzelnen Märtyrers in größerer Klarheit hervortreten ließ. Sehen wir also gänzlich ab von diesen Schaudergemälden alten Stiles wie auch von der modernen Effektmalerei, die uns mit solchen Stückchen wie den „lebenden Fackeln Neros“ beschenkt hat.

1. Religiöse Rechtslage der Christen.

Daß nun die Verfolgungen des Christentums durch den römischen Staat vielfach, wenn auch nicht immer, in den alten Berichten stark übertrieben worden waren, daß die römischen Kaiser, von denen solche Heimsuchungen der Christen ausgesagt werden, nicht samt und sonders Wüteriche gewesen und in ihren Sünden dahingefahren sind, wußte man wohl schon lange, aber genaueren Bescheid über die Rechtslage zwischen dem römischen Staat und dem Christentum haben wir wesentlich durch den Schöpfer unserer Anschauungen vom römischen Staatsrecht, durch Th. Mommsen, erhalten, so daß alle Behandlungen, die diese Frage vorher gefunden, neben dieser weniger in Frage kommen. Es ist durch Mommsens Ausführungen die alte Wahrheit aufs neue in helles Licht getreten, daß die wenigsten Kaiser eine wirklich intensive

Verfolgung angestrebt haben, daß meist die Willkür der einzelnen Statthalter eine solche hervorrief. Aber auch über den Anstoß, den der Christ seinem Richter gab, und die Ursache, die die Behörden zur Verfolgung veranlaßte, haben wir größere Klarheit erhalten, die durch neue Untersuchungen anderer Gelehrter noch verstärkt worden ist.

Ursprünglich forderte die römische Gemeinde von ihren Bürgern römischen Glauben. Gott und Staat fallen im Altertum meist zusammen; die väterlichen Götter (vgl. oben S. 17) dürfen nicht mißachtet werden. Diesen Göttern mußte man opfern; wer das aus irgendeinem Grunde unterließ, wurde wegen der Unterlassung, nicht wegen des Grundes gestraft, der Christ also nicht deswegen, weil er ein Christ war, vor Gericht gezogen, sondern weil er den väterlichen Göttern nicht Ehrfurcht erwiesen hatte. Freilich konnte, da die Christen als solche diesen Kult verweigerten, da „Christ" also gleich „Opferfeind" ward, schon der Name an sich genügen, um eine Anklage zu ermöglichen. Nun war Rom allerdings schon in den späteren Zeiten der Republik zu einem Sammelplatz aller möglichen Nationen und Gottesdienste geworden. Um diesen Fremden die Ausübung ihrer Religion zu ermöglichen, wurden die neuen Gottheiten rezipiert, und der Neubürger konnte seinen angestammten Kult ohne Verletzung seiner Bürgerpflicht fortführen. Aber es war einem Bürger nicht gestattet, eine nicht zugelassene Gottheit zu verehren, ein Römer durfte also einem keltischen Nationalgotte nicht huldigen. Mit der Zeit nun gab man jeden ausländischen Kult, wenn er nicht gegen die Sitte verstieß, dem Römer frei. Dies galt aber nicht für die Monotheisten, die Juden und Christen. Diese waren im antik heidnischen Sinne „gottlos" oder, wie man den griechischen Ausdruck dafür besser übersetzt hat: „götterlos", und ein Römer, der sich zu diesen Kulten bekannte, war strafbar. Hätte er etwa, was freilich durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, unter anderen Göttern auch Christus verehrt, so hätte man ihm schwerer beikommen können, die Exklusivität seiner Religion aber zog die Strafe der Gottlosigkeit nach sich. Darum trafen denn auch die ersten Strafen Römer selbst.

Bei den Juden lag der Fall nun wesentlich anders als bei den Christen. Obwohl der römische Staat nach seinen Institutionen

grundsätzlich jene wie diese nicht dulden konnte, machte er doch bei den Juden eine Ausnahme. Denn das Judentum ruhte auf wesentlich nationaler Grundlage und war in seiner Ausdehnung beschränkt, weil ein Aufgehen der Massen in ihm nicht zu befürchten war. So war denn der Jude nicht gezwungen, römischem Brauche zu huldigen, dem Genius des Kaisers zu opfern, geradeso wie man auch sonst auf seine Religion Rücksicht genommen und das Kaiserbild aus dem Tempel zu Jerusalem wieder entfernt hatte. Der Christ aber, der sich seit dem Falle Jerusalems von den Juden ganz losgesagt hatte, fand keine solche Vergünstigung und Ausnahmestellung mehr, er stand als „Gottloser" gewissermaßen in der Luft, und von ihm wurden alle Pflichten des reichsbürgerlichen Kultus verlangt. Dieser Kult aber, dessen Ablehnung die Christen so oft in Konflikt mit der Staatsgewalt brachte, war in der Hauptsache der Kaiserkult. Der Kaiser war Herr, Heiland, Selbstherrscher, seinem Genius opferte man. Von allem diesen wollen die Christen, die einen anderen ihren Heiland nennen, ein anderes Evangelium kennen, nichts wissen.

Die Behörde, die nun in den meisten Fällen das sogenannte Koerzitionsrecht übte, d. h. das Recht des Oberbeamten, Ordnung zu schaffen und gemeinschädliche Störungen zu verhüten, fand keine rechte, gesetzgeberische Norm und keine feste Strafe vor. Es war verboten, Christ zu sein, aber es gab keinen Staatsanwalt, der von sich aus dieses Gesetz verfolgt hätte. Die Obrigkeit dachte gar nicht daran, selbst die verdächtigen Leute aufspüren zu lassen und vor ihren Richterstuhl zu stellen, sondern sie wartete stets, wenigstens bis zu der großen Verfolgung des Kaisers Decius, die Anklage ab. Straflos ging dann der aus, der erklärte, nicht oder nicht mehr Christ zu sein. Je größere fremde Massen aber nun nach Rom eindrangen, je schwächer das Nationalgefühl wurde, desto weniger konnte das Christentum unmittelbar zerstörend wirken; es brachte auf religiösem Gebiete nur zum Ausdrucke, was politisch sich bereits vollzogen hatte. Aber die Reste des alten Nationalgefühls und der Fanatismus der Massen erlaubten nicht den Verzicht auf den Staatsglauben. Doch erst ganz rücksichtslose Herrscher, wie besonders der sonst tüchtige Decius, haben nachdrücklich und konsequent verfolgt; die ruhigeren Berichterstatter, wie z. B. der treffliche Origenes, geben

es offen zu, daß die Christen, die für ihre Frömmigkeit gestorben seien, sich leicht zählen ließen. Gleichwohl aber war der Zustand der Gemeinden überaus traurig und ihre Lage tiefgedrückt; der Willkür der Statthalter, die sonst in ihrem Sprengel gewiß lieber Ruhe als Riesenprozesse sahen, aber doch dem Geschrei des Pöbels nachgeben mußten, anheim gegeben, der Willkür der Strafen ausgeliefert, waren und blieben sie rechtlos. — Sehen wir nun, welche Behandlung sie bis zum ersten allgemeinen Toleranzedikt ertragen mußten.

2. Teilverfolgungen der Christen von Neros Zeit bis auf Marc-Aurel.

Von den ersten Verfolgungen durch die Juden braucht hier nicht eingehend geredet zu werden, weil die Bibel selbst uns darüber berichtet. Gleichwohl ist dieser Haß des Judentums gegen die junge Lehre von bedeutender Tragweite gewesen. Denn die Juden kannten die Sätze des Christentums oder galten wenigstens als ihre Kenner; sie hetzten und schürten gegen die Christengemeinden, sie brachten jene wahnsinnigen Beschuldigungen auf, die Christen übten in ihren Konventikeln Kindermord und Blutschande (vgl. S. 72), sie scheinen auch bei der neronischen Verfolgung ihre Hände im Spiel gehabt zu haben. Diese Verfolgung ist nun lange außerordentlich übertrieben worden. Nero, das Scheusal, der Muttermörder auf dem Cäsarenthron, er konnte ja nur die ganze Raserei seiner Brutalität auch gegen die Christen entfesselt haben, sein Name schien unlösbar auch von dem Fluche, der erste entsetzliche Feind der Jünger Christi gewesen zu sein. Aber Nero hat nie daran gedacht, die Christen als solche verfolgen zu lassen. Er suchte nur sich des immer stärker werdenden Gerüchtes, das ihn für den Brand Roms haftbar machte, zu entledigen und schob die Schuld der Brandstiftung auf die Christen. Nun zog man einige von ihnen vor Gericht, die wieder andere anzeigten, aber die Untersuchung ergab, wie Tacitus in seinem oft verhüllenden und darum nicht selten irreführenden Stile sagt, nicht sowohl eine Überführung wegen Brandstiftung als wegen des Hasses gegen das Menschengeschlecht. In der Tat war das stille und aller Beteiligung am öffentlichen Leben, dessen Werte sie leugneten, abgeneigte Wesen der Christen, war ihre Hoffnung

auf das Ende der Dinge den Heiden im innersten Herzen anstößig; ersteres galt ihnen als widerwärtiges Duckmäusertum, letztere als Verrücktheit und Vaterlandslosigkeit. Und so konnte, auch wenn die Christen einem Tacitus am Brande Roms unschuldig zu sein schienen, doch der angebliche Haß gegen das Menschengeschlecht einem Nero allerdings als ein willkommener Grund zur Anklage erscheinen, und wenn er dann blutig gegen sie vorging, sie in die Felle wilder Tiere stecken und von Hunden zerreißen ließ, wenn er aus ihnen seine „lebenden“ Fackeln machte, so mochte vorübergehend das Volk in ihnen die Urheber der Verwüstung erkennen. Aber eine Christenverfolgung im eigentlichen Sinne, um des Glaubens willen, ist's doch nicht gewesen.

Doch nun fiel der Tempel zu Jerusalem, das Christentum löste sich endgültig vom Judentum ab. Es wird streitbar, es will das Tier nicht anbeten, die Apokalypse des Johannes wirft dem Heidentum den Fehdehandschuh hin (S. 52 f.). Aus Asien war die göttliche Anbetung des römischen Cäsars, das Opfer für den Genius des Kaisers gekommen: die Apokalypse (2, 13) lobt den Märtyrer Antipas, der in Pergamon, „wo der Satanas wohne“, getötet sei. Bald hören wir denn auch von neuen Blutzeugen. Unter Domitian ward im Jahre 95 der vornehme Flavius Clemens, der eben Konsul gewesen war, mit seiner Gattin Domitilla wegen „Gottlosigkeit“, d. h. weil beide vom nationalen Glauben der ersten Kreise Roms abgefallen waren, bestraft, der Mann getötet, die Frau verbannt. Ähnlich ist es damals vielen anderen gegangen; aber von einer allgemeinen Verfolgung der Christen im Römerreiche ist durchaus noch nicht die Rede, die Heimsuchung blieb auf Rom selbst beschränkt. Man übersah, soviel sich übersehen ließ; nur wenn man nicht anders konnte, wenn einzelne Fälle zu schwer schienen, ging man gegen die Christen vor.

Einen neuen Anstoß brachte die Regierung des Traian. Unter ihm war der jüngere Plinius im Jahre 112/3 Statthalter in Bithynien, ein eitler, unselbständiger, doch auch gewissenhafter und sittenstrenger Mann. Er hatte in seiner Provinz den Auftrag, die Genossenschaften und Vereine zu unterdrücken. Die jüdischen Religionsgenossenschaften waren gestattet, die christlichen nicht, denn die Christen hatten sich ja von den Juden losgesagt. Also schritt man gegen sie ein. Plinius, nach eigenem Eingeständnis

durchaus unerfahren in der Handhabung dieser Prozesse, zwang die Geständigen zum Leugnen und veranlaßte eine Anzahl von denen, die ihm als Christen angezeigt waren, jetzt aber ihren Glauben ableugneten, zum Opfer vor den Bildern der Götter und des Kaisers, und zwang sie, Christus zu verfluchen. Dann entließ er sie. Ebenso behandelte er solche, die nur früher Christen gewesen zu sein gestanden. Aber seine Nachforschungen über das Wesen des Christentums machten ihn doch stutzig. Er vernahm, der eigentliche Kern des Kultes sei, daß die Christen an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenkämen und Christus wie einem Gotte einen Hymnus sängen, daß sie sich gegenseitig eidlich verpflichteten, Diebstahl, Raub, Ehebruch, falsch Zeugnis zu meiden und ein Depositum nicht abzuleugnen. Dann gingen sie auseinander, um sich wieder zu gemeinschaftlicher Mahlzeit zu vereinigen. So findet denn Plinius, wie er selbst sagt, gar nichts als einen übertriebenen Aberglauben vor und bittet nun den Kaiser zu entscheiden, weil dieser Aberglaube schon eine so ungeheure Verbreitung gefunden habe. Der Imperator antwortet wie immer kurz und klar. Er billigt das Vorgehen seines Statthalters, macht aber noch einige Zusätze: die Christen dürfen nicht aufgesucht werden, anonyme Anzeigen sind zu verbieten. Wer des Christentums überführt wird, muß bestraft werden, wer aber leugnet und seine Aussage beweisen kann, d. h. wesentlich durch das Opfer, mag, wenn er auch verdächtig scheint, Gnade wegen seiner Reue finden.

Dieses Urteil ist, nach der ganzen Lage der Dinge zu urteilen, nicht das eines wirklichen Verfolgers gewesen. Jedenfalls aber hat die kaiserliche Entscheidung tiefgreifende Folgen gehabt. Sie gab für die kommende Zeit die Norm in solchen Prozessen. Denn nun bemühten sich die Statthalter, ebenso wie es schon Plinius getan, wenn Christen ihres Glaubens wegen vor Gericht geführt wurden, ihnen ihr offenes Bekenntnis möglichst auszureden, und wenn alles nichts half, sie durch die Folter nach ihrem Willen zu zwingen. Der leidenschaftliche Apologet Tertullian fühlt sich dadurch als Christ wie als früherer Jurist aufs tiefste verletzt. Er tadelt, wie wir gesehen haben, laut den Widersinn, der darin bestehe, daß man jemanden gegen allen sonstigen Brauch zwingen wolle, etwas Gutes von sich zu bekennen. Aber so schneidend das

auch klingt, es ist doch nur ein Aperçu des geistvollen Apologeten. Denn man darf nicht verkennen, daß der Sinn der römischen Christenrichter trotz der schlimmen Mittel, die sie glaubten anwenden zu müssen, nicht eigentlich gewalttätig war. Sie dachten ja gar nicht daran, möglichst viele Christen hinrichten zu lassen, sondern wünschten durch gütliches Zureden wie endlich durch die nun einmal im römischen Verfahren übliche Folter sie von ihrem Eingeständnis abzubringen und sie dann womöglich nach dem Opfer entlassen zu können.

Die christliche Überlieferung weiß nun nach Traian sogar noch von einem förmlichen Toleranzedikt seines Nachfolgers Hadrian zu sprechen. In diesem Schriftstücke, das im lateinischen Original der ersten Apologie des Apologeten Justin beigegeben war, verordnet der Kaiser auf die Anfrage eines Statthalters, indem er gleich zum Eingange den Angebern gewissermaßen mit der Faust droht, es sollten vor Gericht nur die gegen die Christen zu Worte kommen, die ihrer Sache sicher wären. Hätte ein Christ aber gegen die Gesetze verstoßen, so sollte er dementsprechend bestraft werden. Dann folgt noch einmal eine scharfe Strafandrohung gegen die Denunzianten. — Daß dieses Edikt nicht echt sein kann, ist mir trotz aller Schutzreden dafür noch immer wahrscheinlich. Die Parallele zu dem Falle des Plinius und Traian fällt in die Augen. Hier aber geht der Kaiser schon viel weiter als in dem eben behandelten Reskripte. Anonyme Angeberei hatte Traian abgelehnt, hier sollen die Verleumder schon bestraft werden. Wenn ferner die Christen nur wegen ungesetzmäßigen Handelns vor Gericht gezogen werden sollen, so entspricht das zu sehr ihren eigensten Wünschen, wie diese stets von den Apologeten ausgesprochen werden, als daß die heidnische Obrigkeit ebenfalls in solchem Sinne sich hätte vernehmen lassen können; immer wieder rufen ja die Verteidiger des christlichen Glaubens: Strafet rücksichtslos den bösen Christen, der sich gegen das Gesetz vergeht, nicht aber alle Christen gleich auf den Namen hin! Wenn man aber endlich gemeint hat, daß für den phantastischen Geist des merkwürdigen Herrschers das Christentum eine Art von Anziehungskraft gehabt habe, so ist auch dies kaum richtig. Die Christen seiner Zeit wenigstens waren ihm wenig günstig gesinnt; die Apotheose seines Lieblings Antinoos mißfiel ihnen aufs äußerste,

und namentlich eifern und geifern die wilden Sibyllen, die des Volkes Stimmung am besten charakterisieren, gegen den unsteten Kaiser. Daß aber endlich die Fälschung eines solchen Reskriptes in jener Zeit gar nichts auf sich hat, beweist die ganze Schwindelliteratur der Epoche. Mit der Wahrheit nahmen es ja die Christen, wie wir schon gesehen (S. 93), im Kampfe nicht immer viel genauer als ihre Feinde. Und es ist sicher, daß auch noch später derartige christenfreundliche Edikte erfunden worden sind: nur auf faulendem Boden setzen sich solche Schmarotzer fest. Die Christen beabsichtigten eben mit derartigen zu ihren Gunsten erfundenen Verordnungen der Behörden, die Obrigkeit mit sich selbst in Widerspruch zu bringen und günstige Präzedenzfälle für ihre eigene Religionsübung zu schaffen, um so mehr, als nach längerem Frieden die Not des Kampfes wieder begann.

Denn der Kaiser M. Aurelius war kein Freund der Christen. Ihm wie anderen mißfiel die Art, wie sie sich zum Martyrium drängten, er sah darin eine prahlerische Unterschätzung des Todes, der ernst genug sei (vgl. S. 91). Wir haben eine Verfügung von ihm, in der er Strafen gegen abergläubische Kulte anordnet. Ob die grausame Christenverfolgung zu Lyon auf dieses Reskript zurückzuführen ist, wissen wir nicht; genug, sie geschah zu seiner Zeit. Zeuge davon ist für uns ein Brief der Gemeinden zu Vienne und Lyon an die kleinasiatischen, abgefaßt in jenem pompösen, hochtrabenden und verschränkten Stile, den damals alle Welt schrieb. Dem entspricht denn auch in etwas der Inhalt. Denn natürlich geschehen wie in vielen Berichten über die Martyrien auch hier Wunder: der eine Märtyrer, nach den ausgestandenen Foltern kaum mehr menschenähnlich, wird bei der zweiten scharfen Befragung auf einmal wieder gesund, so daß die Folter ihm zur Heilung gedeiht. Es fehlen ferner auch nicht die sensationell ausführlichen Schilderungen der Qualen, die seit den Zeiten des ersten Makkabäerbuches, das dem Verfasser des Briefes bewußt vorgeschwebt hat, eine so große Rolle in dieser Literatur spielen. Aber gleichwohl muß, wie neuerdings wieder mit vollem Rechte betont worden ist, die Darstellung in der Hauptsache völlige Wahrheit über das Geschehene bieten. Denn ganz überzeugend wird die Urteilslosigkeit der heidnischen Masse geschildert, die in dem einen der Angeklagten wahrhaftig Christus selbst sehen wollte. Und dazu

fehlt eines, was sonst die Märtyrerlegenden auszeichnet, die langen Reden und übertrieben zugespitzten Bemerkungen der Angeklagten. Alle ihre Äußerungen klingen natürlich oder der schrecklichen Lage entsprechend. Die zarte Sklavin Blandina spricht, während ihr Körper nur eine Wunde scheint, nichts als das Wort: „Ich bin eine Christin, und bei uns tut man nichts Schlechtes"; der Christ Potheinos antwortet auf die Frage, wer der Christengott sei, in edlem Trotze: „Wenn du es verdienst, erfährst du es"; ein anderer ruft, während ihn die Flammen auf dem eisernen Stuhle verzehren: „Das heißt Menschen fressen, was ihr tut. Wir aber fressen nicht Menschen, noch tun wir überhaupt etwas Böses." Denn in der Tat hatten die Gegner, von verleumderischen Sklaven der Christen angestiftet, wieder die alten Vorwürfe gegen sie hervorgeholt, daß sie in ihren Versammlungen Menschenfraß übten, und dadurch war die Wut des heidnischen Volkes aufs äußerste entflammt worden. Ja, man ging endlich so weit, daß man die Asche der Märtyrer in die Rhone warf, weil man ihnen damit alle Hoffnung auf die Auferstehung zu nehmen glaubte. Natürlich blieben, wie das ja nur menschlich ist, bei dieser Heimsuchung manche Christen nicht fest, sondern leugneten; freilich half ihnen das nicht, sondern sie wurden auch festgenommen. Da faßte sie denn rechtzeitig die Reue, und so konnten auch sie sich den Scharen der Märtyrer anschließen. So haben wir denn, wenn auch Abstriche zu machen sind, dennoch in diesem Berichte im ganzen eine wahrheitsgetreuere Schilderung, als sie uns viele Akten der Märtyrer zu geben vermögen; diese Darstellung ist wirklich aus dem Erlebten heraus geschrieben.

3. Begriff des Märtyrers und Märtyrerakten.

Es ist hier von Märtyrern und ihren „Akten" die Rede. Auf beide Begriffe müssen wir an dieser Stelle etwas näher eingehen, weil in der letzten Zeit öfters von ihnen bei Theologen wie Philologen die Rede gewesen ist. Man hat dabei die Bezeichnung „Märtyrer" in ihrer ganzen Entstehung und Weiterentwicklung untersucht, ist jedoch zu recht verschiedenen Ergebnissen gekommen. Der ältere Märtyrer, so heißt es auf der einen Seite, ist ein Zeuge der Machttat Gottes, er hat den lebendigen Herrn selbst gesehen, kann seine Auferweckung bezeugen und geht dafür in den Tod,

an dessen Schwelle er visionär die Herrlichkeit Gottes leuchten sieht. Als ein der Welt schon Entrückter entwickelt er oft noch später eine prophetische Gabe; sein Auftreten soll die Wahrheit der christlichen Verkündigung durch die Vorführung von Augen- und Tatzeugen bekräftigen. Von anderer Seite ist jedoch das visionäre Wesen des Märtyrers ebenso wie die Augenzeugenschaft von Christus' Auftreten in Abrede gestellt worden; man sieht vielmehr in den Märtyrern die eindrucksvollsten Zeugen des Herrn nach der Zeit der ersten Glaubensboten, Männer, deren Standhaftigkeit den Beweis für die objektive Wahrheit des Glaubensinhaltes brachte. Eine andere Erscheinungsform desselben Verhältnisses ist die Rolle, die der Märtyrer gleich dem für seinen Herrn Zeugnis ablegenden und gemarterten Sklaven vor Gericht spielt; auch hier wird im letzten Grunde die Wahrheit des Glaubens bezeugt. Endlich hat man auch noch auf eine heidnisch-religiöse Zeugenschaft hingewiesen. Denn es stellte sich heraus, daß der bedeutende Sittenprediger Epiktet von einer Berufung eines „Zeugen" durch Gott redet; er soll ein Soldat — dieser Vergleich begegnet auch bei den Christen —, ein Bürger Gottes sein, für den er in der Welt Zeugnis ablegt. Solcher Zeugen hatte man damals gar manchen vor dem römischen Kaiserthron stehen sehen, und die Kunde von seiner Standhaftigkeit war überall hin verbreitet worden. Nicht immer mit Recht; denn ein Apollonios von Tyana, der, wie man genau zu wissen glaubte, durch seine bloße Erscheinung den Kaiser Domitian moralisch völlig vernichtet hatte (vgl. S. 20 f.), scheint denn doch vor seinem Gebieter eine weit behutsamere Rolle gespielt zu haben.

Die Frage nach dem Ursprung und der ersten Anwendung des Begriffes ist sehr schwer zu beantworten. Eine unmittelbare Entlehnung der christlichen Bezeichnung aus der griechischen Terminologie ist unwahrscheinlich. Eine gemeinsame Stimmung verbindet vielmehr, wie dies öfters geschehen ist, Christen wie Heiden, der Philosoph, den seine antimonarchische Gesinnung vor das Antlitz des Tyrannen führt, legt, auch wenn er vor dem Kaiser steht, Zeugnis für den in ihm waltenden Gott ab, zum Tode bereit, wie der Christ jederzeit seinen Glauben vor Gericht bezeugt. In beiden Lagern braucht der Märtyrer den Tod nicht wirklich zu erleiden, seine auf alles gefaßte Zeugenschaft verleiht ihm allein schon

das Recht auf den Namen eines „Martys". Im Heidentum ist es so geblieben, dort gab es auch ein unblutiges Märtyrertum. Im Christentum aber, dessen Bekenner so häufig ihren Glauben durch Folter und Tod büßten, gewann der Name bald die uns geläufige Bedeutung. — Zum Märtyrer gehören seine „Akten", der Bericht über sein Ende. Es gibt einen doppelten Bericht: einerseits die lobpreisende Schilderung der Standhaftigkeit und des seligen Endes des Angeklagten, anderseits die einfache Wiedergabe des Gerichtsverfahrens, des Verhörs u. a. Jene begegnet schon in den blutrünstigen Darstellungen des hellenistischen Judentums, z. B. im 4. Makkabäerbuche, diese kennen wir wieder aus dem heidnischen Schriftwesen, das auch schon seine auf ein amtliches Protokoll zurückgehenden Märtyrerakten besitzt und so den älteren christlichen Akten zum Vorbilde gedient hat. Ein bloßes Stenogramm aber liegt hier nicht vor, eine schriftstellerische Bearbeitung ist immer erfolgt, doch ist keine wirkliche Entstellung vorgenommen. Beide Erscheinungsformen aber gingen leicht ineinander über, denn an den einfachen Bericht konnte sich unschwer die ausführliche Schilderung der Standhaftigkeit des Märtyrers bei der häufig ihm auferlegten Folter, namentlich aber eine eingehende Wiedergabe seiner Rede vor Gericht anschließen. Wir haben gesehen, wie natürlich die Aussagen der Märtyrer von Lyon waren; wir kennen ein anderes Martyrium, das der Bekenner von Scili, das jenem an Schlichtheit nicht nachsteht. Suchen wir uns nun auch einmal einen Begriff von einem unechten Märtyrerbericht zu verschaffen, einem Aktenstücke, in dem sich die ganze Freude des späteren Christentums an seiner Apologetik zeigt, und das heute öfters auch von theologischer Seite verworfen wird.

Es handelt sich um den Prozeß des Christen Apollonios, eines angeblichen römischen Senators, dem die spätere Christenheit bedeutende philosophische Bildung nachsagte. Woher dies Urteil stammt, werden wir sogleich sehen. Der Prozeß beginnt mit der gewöhnlichen Frage, ob der Beklagte Christ sei. Die Antwort lautet bejahend, und es erfolgt nun die Vermahnung, beim Genius des Kaisers zu schwören. Darauf erwidert Apollonios mit einem längeren Vortrage, dessen Sinn ist, daß der Christ nur bei dem Gotte, den Menschenhände nicht gemacht, schwören dürfe. Nach einer kurzen Unterbrechung fährt er dann in der

Weise der Apologeten fort, indem er betont, daß die Christen für das Wohl des irdischen Kaisers zum Herrscher des Himmels beteten. Darauf erhält der Angeklagte drei Tage Bedenkzeit. Unter großem Zusammenlauf des Volkes beginnt dann die Hauptverhandlung, und Apollonios äußert sich nach einer neuen Aufforderung durch den Statthalter in dieser Weise:

„Ich habe Kenntnis von dem Beschlusse des Senats . . ., allein ich wurde gottesfürchtig, damit ich nicht mit Händen gemachte Götzenbilder anbetete. Deshalb werde ich schwerlich Gold oder Silber oder Erz oder Eisen oder hölzerne oder steinerne, fälschlich so benannte Götter anbeten, die weder sehen noch hören, weil sie Werke von Handwerkern, Goldgießern und Künstlern sind, Kunstgebilde von Menschenhänden, und nicht von sich selbst aus in Bewegung kommen können. Gott dagegen, dem, der im Himmel ist, diene ich und ihm allein zolle ich Anbetung... Denn es ist der Schande wert, anzubeten entweder das, was auf gleicher Stufe mit Menschen steht. oder was wenigstens tiefer steht als die Dämonen. Es versündigen sich nämlich die gar zu unterwürfigen Menschen, wofern sie das anbeten, was in seinem Wesen nichts anderes ist als ein nutzloser Ausschnitt aus einer Steinmasse, dürres Holz, starres Metall und tote Knochen. Was soll die Posse solches Betruges? Ähnlich beten die Ägypter eine Schale an, die bei vielen genannte Fußwanne, samt vielen anderen Scheußlichkeiten. Die Athener aber verehren noch jetzt den ehernen Schädel eines Stieres, indem sie ihn das Glück der Athener nennen; daher sind sie nicht imstande, zu ihren eigenen Göttern zu beten..."

Danach folgt ein heftiger Ausfall auf die Religion der Ägypter, wie derartiges zum eisernen Bestande der apologetischen Polemik gehört, und Apollonios fährt mit einer Charakteristik der Götter fort, dergleichen ebenfalls schon lange gang und gäbe war.

„Götter nennen sie, die früher Menschen waren, wie die Mythen bei ihnen es beweisen. Denn von Dionysos sagt man, er sei zerrissen, und von Herakles, er sei lebendig auf den Scheiterhaufen gelegt, von Zeus, er sei in Kreta begraben. Dementsprechend hat man auch Mythen über ihre Nachkommenschaft erfunden, deren Namen ebenso bekannt sind. Wegen ihrer Gottlosigkeit weise ich sie weit zurück."

Mehrfach unterbricht der Statthalter dann den höchst trivialen Redefluß des Angeklagten, einmal sogar von einem Kyniker dabei unterstützt, ja vorübergehend scheint der ganze Rechtsstreit durch die Teilnahme des Richters an dogmatischen Fragen zum vollkommenen Religionsgespräch zu werden. Jedenfalls wird Apollonios von Augenblick zu Augenblick immer beredter, er schildert Christi Wesen, sein unschuldiges Leiden, und kommt end-

lich auf gut apologetische Weise zu dem bekannten Präzedenzfalle vor Christus, zu Sokrates:

„Er (d. h. Christus) ward aber durch die Unbelehrbaren gleich den Gerechten und Philosophen vor ihm mit bitterem Neide heimgesucht. Denn die Gerechten sind den Ungerechten widerwärtig... Auch von den Hellenen sagt einer, wie wir hören (Platon): Der Gerechte aber wird gegeißelt, gefoltert, gefesselt, auf beiden Augen geblendet, zuletzt, nachdem er alle Übel erduldet, gepfählt werden. Gleichwie nun über Sokrates die athenischen Denunzianten ein ungerechtes Urteil ausgesprochen haben, nachdem sie auch das Volk dafür gewonnen hatten, so haben auch über unseren Lehrer und Heiland einige von den Übeltätern ihren Verdammungsspruch abgegeben, nachdem sie ihn gebunden..."

Der Märtyrer schließt dann ebenfalls in echt apologetischer Weise mit der Erklärung, wenn auch der christliche Glaube, wie die Gegner meinten, falsch sei, so wollten die Christen doch gern sich in solcher Weise täuschen lassen, denn so seien sie auf den Weg der Tugend geleitet worden. Nach einigem Hin- und Herreden läßt ihn dann der Statthalter, der ihn selbst gern freigegeben hätte, aber dem Kaiser gehorchen muß, hinrichten, zugleich jedoch auch dem Ankläger die Schenkel zerschmettern, und der Märtyrer stirbt unter lautem Gebet zu seinem Heiland.

Wir verzichten hier darauf, auch im Hinblick auf die Verwerfung dieser Akten durch theologische Forscher, in eine Kritik dieses Prozeßberichtes mit seinen langen Tiraden und seinem unglaublichen Prozeßverfahren, weiter einzutreten. Genug: dieses Martyrium steht am Eingange jener langen Akten, die neben der breiten Darstellung der Folterungen unendliche Reden der Märtyrer über den Unwert der Götter, über Sokrates' Bedeutung und überhaupt über die griechischen Philosophen bringen. Natürlich sind solche Akten in anderer Beziehung oft wertvoll genug; bringen sie doch nicht selten wichtige religionsgeschichtliche Notizen; auch unterrichten sie uns in dankenswerter Weise über den allgemeinen Bildungsgrad ihrer Verfasser.

4. Schwere Christenverfolgungen im 3. Jahrhundert und zu Beginn des 4.; Ausgang des Kampfes.

Doch kehren wir nach dieser freilich notwendigen Nebenbetrachtung wieder zu unserem eigentlichen Thema zurück. Unter dem Nachfolger des Marx-Aurel, unter Commodus, hatten die Christen im allgemeinen bessere Zeiten; des Kaisers Geliebte, Marcia, war

eine Christin, und ihr Einfluß konnte bei der Schwäche des Kaisers nicht ohne Bedeutung für ihre Glaubensbrüder sein. Dann ward es wieder schlimmer. Der rauhe Imperator Septimius Severus verbot im Jahre 201 den Übertritt zum Judentum und danach auch den zum Christentum. Die neue Strenge schuf neue Märtyrer; auch von diesen liegen wieder Akten vor. Viele Christen entzogen sich durch die Flucht der Bedrängnis, manche verleugneten ihren Glauben und wußten sich zu rechtfertigen. Zu einer eigentlichen Verfolgung über den Boden des gesamten Reiches hin kam es auch diesmal nicht, und bald traten unter den Nachfolgern des afrikanischen Kaisers wieder ruhige Zeiten für die Gemeinde Christi ein; besonders scheint es, als ob der gute, wenn auch willensschwache Kaiser Severus Alexander der neuen Religion, deren Sprüche er kannte, deren Stifter er zugleich mit Apollonios von Tyana, Orpheus und Abraham verehrt haben soll, nicht abgeneigt gewesen sei.

Aber allmählich bereiten sich nun sehr schwere Zeiten vor. Severus Alexanders Mörder, Kaiser Maximinus, ein tapferer, aber roher Thraker, wußte sehr wohl, was er tat, wenn er die Vorsteher der Gemeinden, d. h. den Klerus verfolgen ließ. Freilich blieb auch diese Verfolgung auf enge Grenzen beschränkt, aber die Gefahr war immerhin ernst genug, um den Kirchenvater Origenes zu einer Schrift zu veranlassen, in der er den Kaiser einen neuen Nebukadnezar nannte und eindringlich zum Martyrium aufrief. In der Tat war es nötig, die Christen zum Standhalten aufzufordern; denn der Abfall in der Zeit der Verfolgung war zum beliebten Rettungsmittel geworden, und es gab sektiererische Theologen, die die Ableugnung des christlichen Glaubens in der Bedrängnis für unwesentlich erklärten. Hiergegen haben sich die großen Kirchenväter immer aufs heftigste gewehrt. Niemand mehr als Tertullian und Origenes. Von beiden erfahren wir, durch welchen Kniff die bangen Christen, von den Heiden selbst dazu getrieben (vgl. S. 87), sich vor sich selbst zu rechtfertigen suchten. Sie meinten, sie könnten die Götter, einen Zeus, Helios, Apollon gern anrufen, wenn sie nur dabei des höchsten Gottes gedächten; denn diese Worte seien ja willkürlich gebildet und ständen in keinem natürlichen Verhältnisse zu den Dingen. Das nennt Origenes mit berechtigtem Nachdruck einen Sophismus.

Die kurze Regierung des Arabers **Philippus** bedeutete die Ruhe vor dem Sturme. Man hat diesen Orientalen des öfteren im christlichen Lager für einen Glaubensgenossen gehalten. Aber schwerlich mit Recht, so milde er auch den Christen gegenüber verfuhr. Unter ihm vollzog sich das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom; eine solche Feier, ein Dankfest für die Huld der Götter, die die gottesfürchtige Nation der Römer zur ersten der Erde gemacht, bannte notwendig den ersten Mann des Staates in die Schranken der nationalen Religion. Nach ihm aber setzt dann die erste systematische, allgemeine Verfolgung ein; sie heftet sich an den furchtbaren Namen des **Decius**. Das Vorgehen des Kaisers scheint im Anschluß an die kurz zuvor begangene Jahrtausendfeier der Stadt Rom erfolgt zu sein, ein Fest, an dem die Christen kaum besonders freudigen Anteil genommen haben werden. Dazu mochte ihn die langsame Abnahme der heidnischen Kulte beunruhigen. So vollzog er einen Schritt, über den wir erst durch die Aufdeckung neuer Urkunden Klarheit erhalten haben, eine Maßregel, die die Christen aufs schwerste treffen mußte. Er verlangte von allen Reichseinwohnern ein offenes Bekenntnis zum nationalen Glauben in der Gestalt eines Opfers, über dessen Vollzug die Behörden eine Bescheinigung auszustellen hatten. Eine dieser gleichlautenden Urkunden sei hier mitgeteilt. Es handelt sich um einen Mann namens Aurelius Diogenes aus dem Dorfe „Alexanders Insel". Er macht eine Personalbeschreibung von sich selbst und bekennt dann:

„Ich habe stets den Göttern fleißig geopfert und auch jetzt nach den (kaiserlichen) Verordnungen in eurer Gegenwart geopfert, gespendet und von dem Opfer gegessen, und bitte euch das hier unten zu bescheinigen. Lebt wohl. Ich, Aurelius Diogenes, habe es eingereicht."

Nun folgt gleich die Bescheinigung der Behörde:

„Daß Du, Aurelius . . ., geopfert hast, habe ich gesehen . . . Im (1.) Jahre des Imperators Cäsar Gaius Messius Quintus Traianus Decius des Frommen, Glücklichen, Erhabenen; am 26. Juni."

Diese Maßregel, der zufolge man, wie jetzt feststeht, sogar die Angehörigen des heidnischen Priesterstandes inquirierte, führte zur ersten großen allgemeinen Christenverfolgung. Die Statthalter bekamen den Befehl, in ihren Sprengeln die Christen zum nationalen Kultus zu zwingen. Diese erhielten einen Termin, bis zu welchem sie ihren Beitritt zur alten Religion kundzugeben

hatten. Flohen sie, so ward ihr Vermögen konfisziert; blieben sie, so ward ihnen der Prozeß gemacht, der mit der Strafe der Verbannung und der Einziehung des Vermögens oder auch mit der wohl sehr häufigen Hinrichtung enden konnte.

Die große Not veranlaßte einen häufigen Abfall der Christen. Der Kirchenvater Cyprian ist entrüstet über die Schnelligkeit, mit der seine Glaubensgenossen zum heidnischen Opfer bereit waren. Schon vor dem Gewaltakte taten sie den Willen der Behörde, ja, sie veranlaßten von vornherein ihre Kinder, an dem Opfer teilzunehmen. Viele, meint Cyprian, seien nur abgefallen, um ihr Geld vor Einziehung zu bewahren; Milde verdienten allein die, die der Marter nicht widerstehen konnten. Von allen anderen aber sei strenge Buße zu verlangen, ehe sie in die Kirche wieder Aufnahme finden dürften.

Furchtbar aber flammte der Haß der Christen gegen ihren Bedränger auf. Wieder bricht die alte Vorstellung vom Antichrist hervor, dessen Bild jetzt die Züge des Kaisers trägt, den man furchtloser als zu Neros Zeit mit dem leicht zu erkennenden Pseudonym „Dexios" benennt. Und wie laut jubelte die Christenheit, als sie die Kunde von des Kaisers frühem Tod vor dem Feinde vernahm.

In der Verfolgung des Decius war Cyprian selbst geflohen. Man beurteilte seine Handlungsweise herbe genug. Aber der Kirchenvater glaubte seiner ohne ihn führerlosen Gemeinde diese Selbsterhaltung schuldig zu sein. In der bald darauf neu eintretenden allgemeinen Verfolgung der Kirche durch den Kaiser Valerian, die wesentlich die Kleriker und höheren Stände traf und die den Gottesdienst nicht mitmachenden Christen verschonte, ist dann auch Cyprian zum Märtyrer geworden.

So schrecklich die Verfolgungen waren, die Christengemeinden durften sie doch mit einer gewissen Genugtuung betrachten. Und zwar nicht nur deswegen, weil man in der Hauptsache die Heimsuchung bestanden hatte. Vielmehr konnte man sich der frohen Erkenntnis hingeben, daß das Heidentum, wie bemerkt, trotz seines gewalttätigen Vorgehens in Abnahme begriffen sei, ja die Christen durften sich sagen, daß eben aus diesem Bewußtsein der wütende Haß ihrer Feinde stamme. Denn in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nahmen die Kulte der Götter nun geradezu

reißend ab. Die allgemeine Verelendung des Reiches hemmte, wie wir schon früher gehört haben, die Fürsorge des Staates für die alte Religion, die auf obrigkeitliche Unterstützung angewiesen war, und verkümmerte nicht minder die private Beteiligung am Kulte durch Opfer u. a. Das zeigen uns die Inschriften deutlich genug. So hat das Christentum seit Decius bis zum Ende des Jahrhunderts ganz gewaltige Fortschritte machen können.

Aber immer wieder, wenn ein einziger Herrscher auf Erden war, hob sich das Heidentum vorübergehend. Aurelians kraftvolles Regiment brachte den großen Sonnenkult auf, und namentlich gelang es dem mächtigen Umgestalter des Reiches, Diokletian, durch emsige religiöse Fürsorge wieder die alten Götterkulte etwas zu kräftigen. Denn jeder Kaiser, der kein Schattendasein führte, nimmt von nun an eine sehr entschiedene religiöse Stellung ein; dabei entspricht stets seinem Interesse für die eigene Religion die heftige Abneigung gegen die dieser feindliche. So geht denn bei Diokletian mit der Förderung des Heidentums der Haß gegen die Christen Hand in Hand. Er entlud sich in jener dritten großen Verfolgung, der längsten von allen, die der Kaiser im Bunde mit seinen Mitregenten, unterstützt durch die Stimmung breiter Volksmassen wie durch die Führer die philosophischen Literatur, unternahm. Die Verfolgung sah schon fast einem Religionskriege ähnlich. Wie vor einem Feldzuge ließ sich Diokletian durch die Götter selbst zu seinem Kampfe ermächtigen; zweimal befragte er mit seinen Genossen ein Orakel, zweimal bestätigte ihm dieses die Gerechtigkeit seines Vorgehens. Die Absicht der Regierung war die Vernichtung des Gegners von Grund aus: die Kirchen sollten zerstört werden, die Literatur der Christen verschwinden, jeder christliche Sklave durch seinen Glauben die Anwartschaft auf die Freiheit verlieren, zuletzt sollten alle Gläubigen gewaltsam zum Opfer getrieben werden. Man benutzte dabei die infamsten Mittel, ließ z. B. erdichtete Pilatusakten, die Christus' Persönlichkeit entstellten, auf den Schulen verbreiten. Und doch bewies das Heidentum noch damals seine völlige Unkunde vom Wesen des Gegners. Denn wenn Diokletian durch die Einkerkerung aller Kleriker den Christengott seiner Diener berauben wollte, so war dieses auf rein heidnischer Religionsanschauung beruhende Vorgehen ein vollkommener taktischer Miß-

griff. Der große Stoß ging denn auch gänzlich fehl, und bald mußten die Beherrscher des Römerreiches erkennen, daß, wenn sie ihre ehrgeizigen Machtpläne gegeneinander verfolgen wollten, sie gut täten, daheim in ihren Grenzen wenigstens den religiösen Frieden zu bewahren. So traten denn die ersten Duldungsedikte hervor, die den Christen, gelegentlich allerdings in ziemlich verstimmtem Tone, die Ausübung ihrer Religion gestatteten; das bekannteste darunter ist die Mailänder Toleranzkonstitution des Konstantin und Galerius vom Jahre 313.

Man sieht jetzt in Konstantins Vorgehen und seiner endlichen Bekehrung zum Christentum keine Heuchelei mehr noch kühle Staatsräson. Es wirkten vielmehr ein aufrichtiges Streben nach Frieden, politische Abwägung der Kraft des Christentums, offensichtliche Neigung für den neuen Glauben und eine unverkennbare Abneigung gegen das Heidentum zusammen, um ihn den Schritt vollziehen zu lassen, den eben nur ein providentieller, schöpferisch tätiger Geist als notwendig erkannte.

Damit war der äußere Kampf wesentlich zu Ende; bald konnte es geschehen, daß ein dem Lactanz wohl mit Recht zugeschriebenes Buch die Todesarten aller Verfolger aufs gehässigste darstellte, daß ferner ein christlicher Renegat, Firmicus Maternus, Konstantins Söhne zu einer Heidenverfolgung aufrief.

Aber noch einmal erhob sich das Heidentum zu einem Vorstoß, den man eine Verfolgung nennen darf. Man ist zwar noch immer gewohnt, das Wirken Kaiser Julians nur für eine kurze Episode zu halten. Aber der Fall liegt doch wesentlich anders; vor einer Unterschätzung des zwar aufgeregten und fahrigen, aber sehr klugen und tatkräftigen Apostaten hätte schon der Gedanke an den wilden Haß warnen können, der den Kaiser wegen seiner Maßregeln dauernd getroffen hat. Auch Christenblut ist wieder unter seiner Regierung in Strömen geflossen. Denn Julians Auftreten entfesselte die Rachsucht der Heiden, und wenn diese ihr Opfer fand, rächte der Herrscher die blutige Tat nur durch strafende Briefe. Vor allem aber brachten seine reaktionären Gesetze schwerstes Unheil. Durch sein törichtes Unterrichtsedikt, jenes Verbot rhetorischer Unterweisung durch einen christlichen Lehrer, lieferte er die lernbegierige Jugend dem heidnischen Rhetor und seinem Einflusse aus: die wilden Haßausbrüche gelehrter Kir-

chenväter der Epoche beweisen uns, wie schwer man gerade diese Maßregel empfand. Wohl hemmte der von den Christen mit maßlosem Jubel begrüßte frühe Tod des Kaisers die begonnene rückläufige Entwicklung, aber die Wirkung seiner Tätigkeit erstreckte sich noch auf einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten. — —

Die Verfolgungen zeigen dem Betrachter ein merkwürdiges Bild. Der einzige wirklich gefährliche, furchtbare Vorstoß des Decius findet ein rasches Ende durch des Kaisers Tod; nach ihm erstarkt mit der Abnahme des heidnischen Kultes das Christentum, so daß es Diokletians wildem Wüten gewachsen ist; eine neue beträchtliche Gefahr, die von Julians Wirken drohte, wird auch durch dieses Herrschers schnellen Ausgang beseitigt. Durch die Tapferkeit seiner Bekenner hat sich das Christentum auch ein glückliches Schicksal verdient.

V. Schlußbetrachtung.

Die Ursachen eines gewaltigen weltgeschichtlichen Vorganges, wie es der Sieg des Christentums ist, soll man nicht mit der beliebten Schlagwortstechnik nennen wollen; dergleichen gehört zum Arsenal gelehrter Handbücher, die ein bequemes Mittel zur Aneignung eines schlagfertigen Schul- und Examenswissens liefern wollen. Besser ist es, eine geschichtliche Entwicklung zunächst einmal als ein Ganzes zu bewundern, als mit apodiktischer Gewißheit ihre Faktoren aufzuzählen. Denn nur der Sophist weiß alles, der Platoniker aber forscht. Die vielen Gründe für den Sieg des Christentums, die man in säuberlicher Ordnung aufgeführt hat, sind ja durchaus nicht an sich falsch, aber trotz ihrer Zahl auch nicht richtig, und für die Hemmungen, die man ebenso vollständig rubriziert hat, gilt dasselbe. Die ganze Fragestellung in dieser einfachen Form ist eben unmöglich. Der Sieg des Christentums ist ein Werdeprozeß, der sich durch drei Jahrhunderte erstreckt, innerhalb deren sehr verschiedene Kräfte für und gegen den neuen Glauben sich auswirken; das Christentum bleibt ebensowenig wie das Heidentum dasselbe.

Und wie will man denn den Sieg einer Sache erklären, wenn man die Kräfte des Gegners noch nicht genau kennt? Wir glauben über die Stärke der Christen einigermaßen Bescheid zu wissen,

über die Mission und Ausbreitung des Christentums liegen die gründlichsten Forschungen Harnacks vor. Aber vom Heidentum, seinen Kulten, seiner Philosophie, seiner Kultur in ihrer Bedeutung für den großen Kampf wissen wir bei weitem weniger, sogar noch recht wenig. Daher gilt es, solange unsere Kunde so unvollkommen ist, uns, wie bemerkt, zunächst mit dem Staunen, das ja nach griechischer Anschauung der Beginn der wissenschaftlichen Betrachtung ist, zu begnügen. Welch einen Kampf hat das Christentum durchgerungen! Es mußte mit dem heidnischen Staate und seinen ungeheuren Machtmitteln fechten; die griechische Philosophie mit ihrem Erbe aus älterer Zeit und danach ihrer Neuorganisation war sein Feind; die immer höher anschwellende Gläubigkeit des Heidenvolkes, dessen Kulte bei der Philosophie solch starken Rückhalt fanden, traten ihm entgegen, und in seinem Innern empfand es das gefährliche Nagen eifriger Sekten, besonders des Gnostizismus. Es hat alle diese Feinde überwunden, nicht ohne in manchen Kompromissen dem Zeitgeiste sich anzubequemen. Der Bau der Kirche konnte und kann mannigfache Stilformen zeigen, aber im innersten Altarschrein blieb und bleibt unverändert das Bild von Christus' unbegreiflich hoher Persönlichkeit, wie sie sich einfachen hellenistischen Berichterstattern dargestellt hat.

Geschichte der christlichen Religion

Mit Einleitung: Die israelitisch-jüdische Religion. (Die Kultur der Gegenwart, hrsg. von Prof. P. Hinneberg. Teil I, Abt. IV, 1.) 2., stark verm. und verbesserte Aufl. Geh. M. 18.—, geb. M. 22.—, in Halbfranz M. 28.—

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: A. Ehrhard. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

Systematische christliche Religion

(Die Kultur der Gegenwart, hrsg. v. Prof. P. Hinneberg. Teil I, Abt. IV, 2.) 2. Aufl. Geh. M. 6.60, geb. M. 8.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-kath. prakt. Theologie: C. Krieg. Christl.-protestant. Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestant. Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische prakt. Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und die Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Geschichte der christlichen Kirche

Von Prof. Dr. Hans Freiherr von Soden. (ANuG Bd. 690/91.) Kart. je M. 1.75, geb. je M. 2.15.

Bd. I. Die Entstehung der christlichen Kirche. Voraussetzungen und Anfänge der kirchlichen Entwicklung des Christentums. Bd. II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. Geschichtliche Skizze der frühkatholischen Entwicklung der christlichen Kirche vom Anfang des zweiten Jahrhunderts bis zum Konstantinischen Kirchenfrieden.

Kaiser Konstantin und die christliche Kirche

Fünf Vorträge v. Geh. Rat Prof. Dr. E. Schwartz. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.60.

„... Der Verfasser hat sein Ziel erreicht: das geschichtliche Leben dieser Zeit als ein untrennbares Ganzes zu sehen, Politisches und Kirchliches, Heidnisches und Christliches in gleicher Schärfe zu erfassen. Das Buch ist ein Kunstwerk." (Hist. Vierteljahrsschr.)

Die Mysterien des Mithra

Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Prof. Dr. F. Cumont. Autorisierte deutsche Übersetzung von G. Gehrich. Mit Abbildungen im Text und auf Tafeln. 3. Aufl. [U. d. Pr. 1919.]

„Das Buch wird sicherlich die Einzelforschung noch lange anregen und wird auch dieser gelungene Auszug zum historischen Verständnis religiöser Probleme beitragen." (Wochenschrift für klassische Philologie.)

Die hellenistischen Mysterienreligionen,

ihre Grundgedanken und Wirkungen. Von Geh. Hofrat Professor Dr. R. Reitzenstein. 2., umgearbeitete Auflage. [U. d. Pr. 1919.]

„Der exegetisch arbeitende wie der religionsgeschichtlich interessierte Theologe wird eine Menge neuer Anregungen aus dem Buche gewinnen können." (Theol. Literaturber.)

Jesus im Urteil der Jahrhunderte

Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Von Hofbibliothekar Lic. theol. Prof. Gustav Pfannmüller. Mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen. Geb. M. 5.—

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band ist einzeln käuflich



Kartoniert M. 1.60,*) gebunden M. 1.90*)

Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände innerhalb der Wissenschaften alphabetisch geordnet
Werke, die mehrere Bände umfassen, auch in einem Band gebunden erhältlich

I. Religion, Philosophie und Psychologie.

Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. 2. Aufl. (Bd. 345.)
— **Einführung in die Geschichte der Ä.** Von Dr. H. Nohl. (Bd. 602.)
Astrologie siehe Sternglaube.
Aufgaben u. Ziele d. Menschenlebens. Von Prof. Dr. J. Unold. 5. Aufl. (Bd. 12.)
Bergpredigt, Die. Von Prof. D. Dr. H. Weinel. (Bd. 710.)
Bergson, Henri, der Philosoph moderner Relig. Von Pfarrer Dr. E. Ott. (Bd. 480.)
Berkeley siehe Locke, Berkeley, Hume.
Buddha. Leben u. Lehre d. B. V. Prof. Dr. R. Pischel. 3. A., durchges. v. Prof. Dr. H. Lüders. M. 1 Tb. u. 1 T. (109.)
Calvin, Johann. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. 2. Aufl. (Bd. 247.)
Christentum. Aus der Werdezeit des Chr. Studien u. Charakteristiken. V. Prof. Dr. J. Geffcken. 2. Aufl. (Bd. 54.)
— **Die Religion des Urchristentums.** Von Prof. D. Dr. H. Windisch. (Bd. 641.)
— **Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation.** Von Prof. D. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297. 298.)
— siehe Jesus, Kirche, Mystik im Christent.
Ethik. Grundzüge d. E. M. bes. Berücksicht. d. päd. Probl. V. E. Wentscher. (397.)
— s. a. Aufg. u. Ziele, Sexualethik, Sittl. Lebensanschauungen, Willensfreiheit.
Freimaurerei, Die. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt u. ihre Geschichte. Von Geh. Rat Dr. L. Keller. 2. Aufl. von Geh. Archivrat Dr. G. Schuster. (463.)
Griechische Religion siehe Religion.
Handschriftenbeurteilung, Die. Eine Einführung in die Psychol. d. Handschrift. Von Prof. Dr. G. Schneidemühl. 2., durchges. u. erw. Aufl. Mit 51 Handschriftennachbild. i. T. u. 1 Taf. (Bd. 14.)
Heidentum siehe Mystik.
Hellenistische Religion siehe Religion.
Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)
Hume siehe Locke, Berkeley, Hume.
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. 3. Aufl. (Bd. 199.)
Jesuiten, Die. Eine histor. Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 4. Aufl. (Bd. 49.)
Jesus. Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Kirchenrat Pfarrer D. Dr. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)
— **Die Gleichnisse Jesu.** Zugleich Anleitung zum quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Prof. D. Dr. H. Weinel. 4. Aufl. (Bd. 46.)
— s. auch Bergpredigt.
Israelitische Religion siehe Religion.
Kant, Immanuel. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. O. Külpe. 4. Aufl. hrsg. v. Prof. Dr. A. Messer. Mit 1 Bildnis Kants. (Bd. 146.)
Kirche. Geschichte der christlichen Kirche. Von Prof. Dr. H. Frhr. v. Soden: I. Die Entstehung der christlichen Kirche. (Bd. 690.) II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. (Bd. 691.)
— siehe auch Staat und Kirche.
Kriminalpsychologie s. Psychologie d. Verbrechers, Handschriftenbeurteilung.
Kulturreligionen, s. Religion
Leben. Das L. nach dem Tode i. Glauben der Menschheit. Von Prof. Dr. C. Clemen. (Bd. 506.)
Lebensanschauungen siehe Sittliche L.
Leib und Seele. Von Dr. phil. et med. G. Sommer. (Bd. 702.)
Locke, Berkeley, Hume. Die großen engl. Philos. Von Oberlehrer Dr. P. Thormeyer. (Bd. 481.)
Logik. Grundriß d. L. Von Dr. K. J. Grau. (Bd. 637.)
Luther. Martin L. u. d. deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Luthers. (Bd. 515.)
— s. auch Von L. zu Bismarck Abt. IV.
Mechanik d. Geisteslebens, Die. V. Geh. Medizinalrat Direktor Prof. Dr. M. Verworn. 4. A. M. 19 Abb. (Bd. 200.)

*) Hierzu Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen.

ANuG 2 19. 400 T.

Mission, Die evangelische. Geschichte. Arbeitsweise. Heutiger Stand. V. Pastor P. Baudert. (Bd. 406.)

Mystik in Heidentum u. Christentum. V. Prof. Dr. Edv. Lehmann. 2. Aufl. V. Verf. durchges. Übersetz. v. Anna Grundtvig geb. Quittenbaum. (Bd. 217.)

Mythologie, Germanische. Von Prof. Dr. J. von Negelein. 3. Aufl. (Bd. 95.)

Naturphilosophie, Die moderne. V. Priv.-Doz. Dr. J. M. Verweyen. 2. A. (491.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Frh. v. Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

— **P. u. s. Kultur in 5 Jahrtausenden.** Nach d. neuest. Ausgrabgn. u. Forschgn. dargest. von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. M. 37 Abb. (260.)

Paulus, Der Apostel, u. sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer. (Bd. 309.)

Philosophie, Die. Einführ. i. d. Wissensch., ihr Wes. u. ihre Probleme. Von Oberrealschuldir. H. Richert. 3. Afl. (186.)

— **Einführung in die Ph.** Von Prof. Dr. R. Richter. 4. Aufl. von Priv.-Doz. Dr. M. Brahn. (Bd. 155.)

— **Führende Denker.** Geschichtl. Einleit. in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn. 4. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)

— **Die Phil. d. Gegenw. in Deutschland.** V. Prof. Dr. O. Külpe. 6. Aufl. (41.)

Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. (Bd. 460.)

Psychologie. Einführ. i. d. Ps. V. Prof. Dr. E. von Aster. 2. Afl. M. 4 Abb. (492.)

— **Psychologie d. Kindes.** V. Prof. Dr. R. Gaupp. 4. Aufl. M. 17 Abb. (213/214.)

— **Psychologie d. Verbrechers.** (Kriminalpsychol.) V. Strafanstaltsdir. Dr. med. P. Pollitz. 2. Aufl. M. 5 Diagr. (Bd. 248.)

— **Einführung in die experiment. Psychologie.** Von Prof. Dr. N. Braunshausen. 2. Afl. M. 17 Abb. i. T. (484.)

— s. auch Handschriftenbeurteilg., Hypnotismus u. Sugg., Mechanik d. Geisteslеb., Poetik, Seele d. Menschen, Veranlag. u. Vererb., Willensfreiheit; Pädag. Abt. II.

Reformation siehe Calvin, Luther.

Religion. Die Stellung der R. im Geistesleben. Von Konsistorialrat Lic. Dr. P. Kalweit. 2. Aufl. (Bd. 225.)

— **Relig. u. Philosophie im alten Orient.** Von Prof. Dr. E. von Aster. (Bd. 521.)

— **Einführung in die allg. R.-Geschichte.** Von Prof. D. Dr. K. Beth. (Bd. 658.)

— **Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenwärtigen Zustand.** Von Prof. Dr. C. Clemen. (Bd. 533.)

— **Die Religion der Griechen.** Von Prof. Dr. E. Samter. M. Bilderanh. (Bd. 457.)

— **Hellenistisch-röm. Religionsgesch.** Von Hofpredig. Lic. A. Jacoby. (Bd. 584.)

Religion. D. Grundzüg. d. israel. Religionsgesch. V. Prof. D. Fr. Giesebrecht. 3. A. V. Prof. D. A. Bertholet. (52.)

— **Religion u. Naturwissensch. in Kampf u. Fried.** E. geschichtl. Rückbl. V. Pfarr. Dr. A. Pfannkuche. 2. A. (Bd. 141.)

— **Die relig. Strömungen der Gegenwart.** V. Sup. D. A. H. Braasch. 3. A. (66.)

— s. a. Bergson, Buddha, Calvin, Christentum, Luther.

Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 180.)

Schopenhauer, Seine Persönlichk., s. Lehre, s. Bedeutg. V. Oberrealschuldir. H. Richert. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 81.)

Seele des Menschen, Die. Von Geh. Rat Prof. Dr. J. Rehmke. 4. Aufl. (Bd. 36.)

— siehe Leib u. Seele, auch Psychologie.

Sexualethik. Von Prof. Dr. H. E. Timerding. (Bd. 592.)

Sinne d. Menschen. D. Sinnesorgane und Sinnesempfind. V. Hofr. Prof. Dr. J. K. Kreibig. 3., vrb. A. M. 30 Abb. (27.)

Sittl. Lebensanschauungen d. Gegenwart. V. Gh. Kirchenr. Prof. D. O. Kirn. 3. A. V. Prof. D. Dr. O. Stephan. (177.)

— s. a. Ethik, Sexualethik.

Spencer, Herbert. Von Dr. K. Schwarze. Mit 1 Bildnis. (Bd. 245.)

Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pfarr. Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte u. d. Wes. d. Astrolog. Unt. Mitw. v. Geh. Rat Prof. Dr. K. Bezold dargest. v. Geh. Hofr. Prof. Dr. Fr. Boll. 2. Aufl. M. 1 Sternk. u. 20 Abb. (Bd. 638.)

Suggestion s. Hypnotismus.

Testament. Das Alte. Seine Gesch. u. Bedeutg. V. Prof. Dr. P. Thomsen. (609.)

— **Neues.** Der Text d. N. T. nach s. geschichtl. Entwickl. V. Div.-Pfarr. Prof. Liz. A. Pott. 2. Afl. M. Taf. (Bd. 134.)

Theologie. Einführung in die Theologie. Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)

Veranlagung u. Vererbung, Geistige. V. Dr. phil. et med. G. Sommer. (Bd. 512.)

Urchristentum siehe Christentum.

Weltanschauung, Griechische. Von Prof. Dr. M. Wundt. 2. Aufl. (Bd. 329.)

Weltanschauungen, D., d. groß. Philosophen der Neuzeit. Von Prof. Dr. L. Busse. 6. Aufl., hrsg. v. Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Weltentstehung. Entsteh. d. W. u. d. Erde nach Sage u. Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 3. Aufl. (Bd. 223.)

Weltuntergang. Untergang der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)

Willensfreiheit. Das Problem der W. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. 2. Afl. (Bd. 383.)

— s. a. Ethik, Mechan. d. Geistesleb., Psychol.

II. Pädagogik und Bildungswesen.

Berufswahl, Begabung u. Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von W. J. Ruttmann. M. 7 Abb. (Bd. 522.)
Bildungswesen, D. deutsche, in s. geschichtlichen Entwicklung. Von Prof. Dr. Fr. Paulsen. 3. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. M. Bildn. Paulsens. (Bd. 100.)
— s. auch Volksbildungswesen.
Erziehung. E. zur Arbeit. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. (Bd. 459.)
— **Deutsche E. in Haus u. Schule.** Von J. Tews. 3. Aufl. (Bd. 159.)
— siehe auch Großstadtpädagogik.
Fortbildungsschulwesen, Das deutsche. Von Dir. Dr. F. Schilling. (Bd. 256.)
Fröbel, Friedrich. Von Dr. Joh. Prüfer. Mit 1 Tafel. (Bd. 82.)
Großstadtpädagogik. V. J. Tews. (327.)
— siehe Erzieh., Schulkämpfe d. Gegenw.
Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)
Hochschulen s. Techn. Hochschulen u. Univ.
Jugendpflege. Von Fortbildungsschullehrer W. Wiemann. (Bd. 434.)
Leibesübungen siehe Abt. V.
Mittelschule s. Volks- u. Mittelschule.
Pädagogik, Allgemeine. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 4. Aufl. (Bd. 33.)
— **Experimentelle P.** mit bes. Rücksicht auf die Erzieh. durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. 3., vrb. A. M. 6 Abb. (Bd. 224.)
— s. Erzieh., Großstadtpäd.; Handschriftenbeurteilung, Psychol., Veranlag. u. Vererb. Abt. I.
Pestalozzi. Leben und Ideen. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Natorp. 3. Aufl. Mit Bildn. u. 1 Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 180.)
Schule siehe Fortbildungs-, Hilfsschulwes., Techn. Hoch-, Mädch.-, Volksschule, Univ.
Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. M. 33 Fig. (Bd. 96.)
Schulkämpfe d. Gegenw. Von J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 111.)
— siehe Erziehung, Großstadtpäd.
Student, Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Studententum, Geschichte des deutschen St. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)
Techn. Hochschulen in Nordamerika. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. S. Müller. M. zahlr. Abb., Karte u. Lagepl. (190.)
Universitäten. Über U. u. Universitätsstud. V. Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildn. Humboldts. (Bd. 411.)
Unterrichtswesen, Das deutsche, der Gegenwart. Von Geh. Studienrat Oberrealschuldir. Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)
Volksbildungswesen, Das mod. V. Stadtbbl. Prof. Dr. G. Fritz. M. 14 Abb. (266.)
Volks- und Mittelschule, Die preußische, Entwicklung und Ziele. Von Geh. Reg.- u. Schulrat Dr. A. Sachse. (Bd. 432.)
Zeichenkunst. Der Weg zur Z. Ein Büchl. f. theor. u. prkt. Selbstbd. V. Dr. E. Weber. 2. A. M. 81 Abb. u. 1 Farbt. (430.)

III. Sprache, Literatur, Bildende Kunst und Musik.

Architektur siehe Baukunst und Renaissancearchitektur.
Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. 2. Aufl. (Bd. 345.)
— **Einführung i. d. Geschichte d. K.** Von Dr. H. Nohl. (Bd. 602.)
Baukunst. Deutsche B. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. 4 Bd. I. Deutsche Baukunst im Mittelalter. V. d. Anf. b. z. Ausgang d. roman. Baukunst. 4. Aufl. Mit 35 Abb. (Bd. 8.) II. Gotik u. „Spätgotik". 4. Aufl. Mit 67 Abb. (Bd. 9.) III. Deutsche Baukunst in d. Renaissance u. d. Barockzeit b. z. Ausg. d. 18. Jahrh. 2. Afl. Mit 63 Abb. i. Text. (Bd. 326.) IV. Deutsche B. im 19. Jahrh. Mit 35 Abb. (Bd. 453.)
— siehe auch Renaissancearchitektur.
Beethoven siehe Haydn.
Bildende Kunst, Bau und Leben der b. K. Von Dir. Prof. Dr. Th. Volbehr. 2. Aufl. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)
— siehe auch **Baukunst, Griech. Kunst, Impressionismus, Kunst, Maler, Malerei, Stile.**
Björnson siehe Ibsen.
Buch. Wie ein Buch entsteht siehe Abt. VI.
— s. auch Schrift- u. Buchwesen Abt. IV.
Dekorative Kunst d. Altertums. V. Dr. Fr. Poulsen. M. 112 Abb. (Bd. 454.)
Deutsch siehe Baukunst, Drama, Frauendichtung, Heldensage, Kunst, Literatur, Lyrik, Maler, Malerei, Personennamen, Romantik, Sprache, Volkslied, Volkssage.
Drama, Das. Von Dr. B. Busse. Mit Abb. 3 Bde. I: Von d. Antike z. franz. Klassizismus. 2. A., neub. v. Oberl. Dr. Riedlich, Prof. Dr. R. Imelmann u. Prof. Dr. Glaser. M. 3 Abb. II: Von Versailles bis Weimar. 2. Aufl. III: Von d. Romantik z. Gegenwart. (287/289.)
Drama, D. dtsche. D. d. 19. Jahrh. J. s. Entwickl. dargest. v. Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. M. Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)
— siehe auch **Grillparzer, Hauptmann, Hebbel, Ibsen, Lessing, Literatur, Schiller, Shakespeare, Theater.**
Dürer, Albrecht. V. Prof. Dr. R. Wustmann. 2. Aufl. von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. Mit Titelb. u. zahlr. Abbildungen. (Bd. 97.)

Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schubring. 2. Aufl. Mit 48 Abb. auf 28 Taf. i. Anh. (Bd. 158.)
Renaissancearchitektur in Italien. Von Dr. P. Frankl. 2 Bde. I. M. 12 Taf. u. 27 Textabb. II. M. Abb. (Bd. 381/382.)
Rhetorik. Von Prof. Dr. E. Geißler. 2. Bde. 2. Aufl. I. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. II. Deutsche Redekunst. (Bd. 455/456.)
Roman. Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte v. d. Anf. b. z. Gegenw. Von O. Flake. (Bd. 377.)
Romantik, Deutsche. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. O. F. Walzel. 4. Aufl. I. Die Weltanschauung. II. Die Dichtung. (Bd. 232/233.)
— **Die Blütezeit der mus. R. in Deutschland.** Von Dr. E. Istel. (Bd. 239.)
Sage siehe Heldensage, Mythol., Volkssage.
Schauspieler, Der. Von Prof. Dr. Ferdinand Gregori. (Bd. 692.)
Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit 1 Bildn. 3. Aufl. (Bd. 74.)
Schillers Dramen. Von Progymnasialdirektor E. Heusermann. (Bd 493.)
Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Sieper. M. 3 Abb. 2. Aufl. (185.)
Sprache. Die Haupttypen des menschlich. Sprachbaus. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Aufl. v. Prof. Dr. E. Kieckers. (268.)
— **Die deutsche Sprache von heute.** Von Dr. W. Fischer. (Bd. 475.)
— **Fremdwortkunde.** Von Dr. Elise Richter. (Bd. 570.)
— siehe auch Phonetik, Rhetorik; ebenso Sprache u. Stimme Abt. V.

Sprachstämme, Die, des Erdkreises. Von Prof. Dr F. N. Finck. 2. Aufl. (Bd. 267.)
Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld-Jensen. (Bd. 472.)
Stile. Die Entwicklungsgesch. d. St. in der bild. Kunst. V. Dr. E. Cohn-Wiener. 2. Aufl. I.: V. Altertum b. z. Gotik. M. 66 Abb. II.: V. d. Renaissance b. z. Gegenwart. Mit 42 Abb. (Bd. 317/318.)
Tasteninstrumente. Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. V. Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)
Theater, Das. Schauspielhaus u. -kunst v. griech. Altert. bis auf d. Gegenw. V. Prof. Dr. Chr. Gaehde. 2. A. 18 Abb. (Bd. 230.)
Tragödie s. Griech. Tragödie.
— siehe auch Schauspieler.
Urheberrecht siehe Abt. VI.
Volkslied. Das deutsche. Über Wesen und Werden d. deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 5. Aufl. (Bd. 7.)
Volksmärchen. Das deutsche V. Von Pfarrer K. Spieß. (Bd. 587.)
Volkssage. Die deutsche. Übersichtl. dargest. v. Dr. O. Böckel. 2. Aufl. (Bd. 262.)
— siehe auch Heldensage, Mythologie.
Wagner. Das Kunstwerk Richard W.s. Von Dr. E. Istel. M. 1 Bildn. 2. Aufl. (330.)
— siehe auch Musikal. Romantik u. Oper.
Zeichenkunst. Der Weg z. Z. Ein Büchlein für theoretische und praktische Selbstbildung. Von Dr. E. Weber. 2. Aufl. Mit 81 Abb. u. 1 Farbtafel. (Bd. 430.)
— s. auch Perspektive, Projektionslehre; Geomtr. Zeichnen Abt. V, Techn. Abt. VI.
Zeitungswesen. V. Dr. H. Diez. (Bd. 328.)

IV. Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Alpen, Die. Von H. Reishauer. 2., neub. Aufl. von Dr. H. Slanar. Mit 26 Abb. und 2 Karten. (Bd. 276.)
Altertum, Das, im Leben der Gegenwart. V. Prov.-Schul- u. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Cauer. 2. Aufl. (Bd. 356.)
— **D. Altertum, seine staatliche u. geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen.** Von Oberlehr. H. Preller. (Bd. 642.)
Amerika. Gesch. d. Verein. Staaten v. A. V. Prof. Dr. E. Daenell. 2. A. (Bd. 147.)
Amerikaner, Die. V. N. M. Butler. Dtsch. v. Prof. Dr. W. Paszkowski. (319.)
Antike Wirtschaftsgeschichte. V. Privatdoz. Dr. O. Neurath. 2. Auflage. (Bd. 258.)
Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Von Geh. Postrat Prof. Dr. Fr. Preisigke. Mit 1 Tafel. (Bd. 565.)
Arbeiterbewegung s. Soziale Bewegungen.
Australien und Neuseeland. Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. Mit 23 Abb. (Bd. 366.)

Babylonische Kultur, Die, i. Verbreit. u. i. Nachwirkungen auf d. Gegenw. V. Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 579.)
Baltische Provinzen. V. Dr. V. Tornius. 3. Aufl. M. 8 Abb. u. 2 Kartensk. (Bd. 542.)
Bauernhaus. Kulturgeschichte des deutschen B. Von Baurat Dr.-Ing. Chr. Ranck. 3. Aufl. Mit Abb. (Bd. 121.)
Bauernstand. Gesch. d. dtsch. B. V. Prof. Dr. H. Gerdes. 2., verb. Aufl. Mit 22 Abb. i. Text (Bd. 320.)
Belgien. Von Dr. V. Ostwald. 3. Aufl. Mit 4 Karten i. T. (Bd. 501.)
Bismarck und seine Zeit. Von Professor Dr. V. Valentin. Mit einem Titelbild. 4., durchges. Aufl. (Bd. 500.)
Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. Mit 1 Karte. (Bd. 701.)
Brandenburg.-preuß. Gesch. Von Archivar Dr. Fr. Israel. 2 Bde. I. Von d. ersten Anfängen b. z. Tode König Fr. Wilhelms I. 1740. II. Von dem Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. bis zur Gegenwart. (Bd. 440/441.)

Kartenkunde. Vermessungs- u. K. 6 Bde. Mit Abb. I. Geogr. Ortsbestimmung. Von Prof. Schnauder. (Bd. 606.) II. Erdmessung. Von Prof. Dr. O. Eggert. (Bd. 607.) III. Landmess. V. Geh. Finanzrat Suckow. (Bd. 608.) IV. Ausgleichungsrechnung. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E. Hegemann. (Bd. 609.) V. Photogrammetrie und Stereophotogrammetrie. Von Diplom-Ing. H. Lüscher. (Bd. 610.) VI. Kartenkunde. Von Finanzrat Dr.-Ing. A. Egerer. 1. Einführ. i. d. Kartenverständnis. 2. Kartenherstellung (Landesaufn.). (Bd. 611/612.)
Kirche s. Staat u. K.; Kirche Abt. I.
Kolonien, Die deutschen. (Land u. Leute.) Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 28. Abb. u. 8 Karten. (Bd. 98.)
Königstum, Französisches. Von Prof. Dr. R. Schwemer (Bd. 574.)
Krieg. Kulturgeschichte d. Kr. Von Prof. Dr. K. Weule, Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe, Prof. Dr. B. Schmeidler, Prof. Dr. A. Doren, Prof. Dr. P. Herre. (Bd. 561.)
— **Der Dreißigjährige Krieg.** Von Dr. Fritz Endres. (Bd. 577.)
— s. auch Feldherren.
Kriegsschiffe, Unsere. Ihre Entstehung u. Verwendung. V. Geh. Mar.-Baur. a. D. E. Krieger. 2. Aufl. v. Geh. Mar.-Baur. Fr. Schürer. M. 62 Abb. (389.)
Luther, Martin L. u. d. dtsche. Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. 2., verb. Aufl. M. 1, Bildn. Luthers. (Bd. 515.)
— s. auch Von L. zu Bismarck.
Marx, Karl. Versuch einer Einführg. V. Prof. Dr. R. Wilbrandt. 2. A. (621.)
Mensch u. Erde. Skizzen v. den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Kirchhoff. 4. Aufl.
— s. a. Eiszeit; Mensch Abt. V. (Bd. 31.)
Mittelalter. Mittelalterl. Kulturideale. V. Prof. Dr. V. Vedel. I.: Heldenleben. II: Ritterromantik. (Bd. 292, 293.)
— s. auch Städte u. Bürger i. M.
Moltke. Von Major F. C. Endres. Mit 1 Bildn. (Bd. 415.)
Münze. Grundriß d. Münzkunde. 2. Aufl. I. Die Münze nach Wesen, Gebrauch u. Bedeutg. V. Hofrat Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. M. 56 Abb. II. Die Münze v. Altertum b. z. Gegenw. Von Prof. Dr. H. Buchenau. (Bd. 91, 657.)
— s. a. Finanzwiss., Geldwesen Abt. VI.
Mykenische Kultur, Die. Von Prof. Dr. F. C. Lehmann-Haupt. (Bd. 581.)
Mythologie s. Abt. I.
Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 3. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)
Nationalbewußtsein siehe Volk.
Natur u. Mensch. V. Dir. Prof. Dr. M. G. Schmidt. M. 19 Abb. (Bd. 458.)
Naturvölker. Die geistige Kultur der N. V. Prof. Dr. K. Th. Preuß. M. 9 Abb.
— s. a. Völkerkunde, allg. (Bd. 452.)
Neugriechenland. Von Prof. Dr. A. Heisenberg. (Bd. 613.)
Neuseeland s. Australien.
Orient s. Indien, Palästina, Türkei.
Osten. Der Zug nach dem O. Die Großtat d. deutsch. Volkes i. Mittelalt. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. Hampe. (Bd. 731.)
Ostmark s. Abt. VI.
Österreich. Ö.'s innere Geschichte von 1848 bis 1895. V. R. Charmatz. 3., veränd. Aufl. I. Die Vorherrschaft der Deutschen. II. Der Kampf der Nationen. (651/652.)
— **Geschichte der auswärtigen Politik Ö.'s im 19. Jahrhundert.** V. R. Charmatz. 2., veränd. Aufl. I. Bis zum Sturze Metternichs. II. 1848—1895. (653/654.)
— **Österreichs innere u. äußere Politik von 1895—1914.** V. R. Charmatz. (655.)
Ostseegebiet, Das. V. Prof. Dr. G. Braun. M. 21 Abb. u. 1 mehrf. Karte. (Bd. 367.)
— s. auch Baltische Provinzen, Finnland.
Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Frh. von Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem u. 3 Ans. d. Heiligen Landes. (Bd. 6.)
— **P. u. s. Kultur in 5 Jahrtausenden.** Nach d. neuest. Ausgrab. u. Forschungen dargest. von Prof. Dr. P. Thomsen. 2., neubearb. Aufl. Mit 37 Abb. (260.)
Papsttum s. Kaisertum.
Papyri s. Antikes Leben.
Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- u. Südpol v. d. ältest. Zeiten bis zur Gegenw. V. Prof. Dr. K. Hassert. 3. Aufl. M. 6 Kart. (Bd. 38.)
Polen. Mit einem geschichtl. Überblick üb. d. polnisch-ruthen. Frage. V. Prof. Dr. R. F. Kaindl. 2., verb. Aufl. M. 6 Kart. (547.)
Politik. V. Dr. A. Grabowsky. (Bd. 537.)
— **Umrisse der Weltpol.** V. Prof. Dr. J. Hashagen. 3 Bde. I: 1871—1907. 2. Afl. II: 1908—1914. 2. Afl. III: D. pol. Ereign. währ. d. Krieges. (Bd. 553/55.)
— **Politische Geographie.** Von Prof. Dr. W. Vogel. (Bd. 634.)
— **Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert.** Von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 4. Aufl. von Dr. Fr. Endres. (Bd. 129.)
Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 3. Aufl. Mit 62 Abb. i. T. u. auf 1 Taf., sowie 1 Plan. (Bd. 114.)
Preußische Geschichte s. Brandenb.-pr. G.
Reaktion und neue Ära s. Gesch., deutsche.
Reformation s. Calvin, Luther.
Reich. Das Deutsche R. von 1871 b. z. Weltkrieg. V. Archivar Dr. F. Israel. (575.)
Religion s. Abt. I.
Restauration und Revolution siehe Geschichte, deutsche.

Revolution. Geschichte der Französ. R. V. Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 8 Bildn. (Bd. 346.)
— 1848. 6 Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 3. Aufl. (Bd. 53.)
Rom. Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanhang u. 4 Plänen. (Bd. 386.)
— Die römische Republik. Von Privatdoz. Dr. A. Rosenberg. (Bd. 719.)
— Soziale Kämpfe i. alt. Rom. V. Privatdozent Dr. L. Bloch. 3. Aufl. (Bd. 22.)
— Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Kromayer. (Bd. 368.)
Geschichte der Römer. Von Prof. Dr. R. v. Scala. (Bd. 578.)
— siehe auch Hellenist.-röm. Religionsgeschichte Abt. I: Pompeji Abt. III.
Rußland. Geschichte, Staat, Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 563.)
Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 4. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
— s. a. Buch. Wie ein B. entsteht. Abt. VI.
Schweiz, Die. Land, Volk, Staat u. Wirtschaft. Von Reg.- u. Ständerat Prof. Dr. O. Wettstein. Mit 1 Karte. (Bd. 482.)
Seekrieg s. Kriegsschiff.
Sitten und Gebräuche in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. E. Samter. (682.)
Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 6. Aufl. (Bd. 2.)
— s. a. Marx, Rom; Sozialism. Abt. VI.
Staat. St. u. Kirche in ihr. gegens. Verhältnis seit d. Reformation. V. Pfarrer Dr. phil. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)
— Dtsche. Städte u. Bürger i. Mittelalter. V. Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
— Verfassung u. Verwaltung d. deutschen Städte. V. Dr. M. Schmid. (Bd. 466.)
— s. a. Griech. Städte, Pompeji, Rom.
Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte u. d. Wesen d. Astrologie. Unt. Mitwirk. v. Geh. Rat Prof. Dr. C. Bezold dargest. v. Geh. Hofr. Prof. Dr. Fr. Boll. 2. Afl. M. 1 Sternk. u. 20 Abb. (Bd. 638.)
Student, Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Studententum. Geschichte d. deutschen St. Von Dr. W. Bruchmüller. (Bd. 477.)
Türkei, Die. V. Reg.-Rat P. R. Krause. Mit 2 Karten i. Text und auf 1 Tafel. 2. Aufl. (Bd. 469.)
Urzeit s. german. Kultur in der U.
Verfassung. Grundzüge der V. des Deutschen Reiches. Von Geheimrat Prof. Dr. E. Löning. 5. Aufl. (Bd. 34.)
Verfassungsrecht, Deutsches, in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)
Vermessungs- u. Kartenkunde s. Kartenk.
Volk. Vom deutschen V. zum dt. Staat. Eine Gesch. d. dt. Nationalbewußtseins. V. Prof. Dr. P. Joachimsen. (Bd. 511.)
Völkerkunde, Allgemeine. I: Feuer, Nahrungserwerb, Wohnung, Schmuck und Kleidung. Von Dr. A. Heilborn. M. 54 Abb. (Bd. 487.) II: Waffen u. Werkzeuge, Industrie, Handel u. Geld, Verkehrsmittel. Von Dr. A. Heilborn. M. 51 Abb. (Bd. 488.) III: Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. M. 9 Abb. (Bd. 452.)
Volksbräuche, deutsche, siehe Feste.
Volkskunde, Deutsche, im Grundriß. Von Prof. Dr. C. Reuschel. I. Allgemeines, Sprache, Volksdichtung. (Bd. 644.)
— s. auch Bauernhaus, Feste, Sitten, Sternglaub., Volkstracht., Volksstämme.
Volksstämme, Die deutschen, und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearb. Aufl. Mit 30 Abb. i. Text u. auf 20 Taf. u. einer Dialektkarte Deutschlands. (Bd. 16.)
Volkstrachten, Deutsche. Von Pfarrer K. Spieß. Mit 11 Abb. (Bd. 342.)
Vom Bund zum Reich siehe Geschichte.
Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Prof. Dr. G. Roloff. (Bd. 465.)
Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbild. a. deutscher Gesch. V. Prof. Dr. O. Weber. 2 Bde. 2. Aufl. (Bd. 123/124.)
Vorgeschichte Europas. Von Prof. Dr. H. Schmidt. (Bd. 571/572.)
Weltgeschichte s. Christentum.
Welthandel s. Handel.
Weltpolitik s. Politik.
Wirtschaftsgeschichte, Antike. Von Privatdozent Dr. O. Neurath. 2., umgearbeitete Auflage. (Bd. 258.)
— s. a. Antikes Leben n. d. ägypt. Papyri.
Wirtschaftsleben, Deutsches. Auf geogr. Grundl. gesch. V. Prof. Dr. Chr. Gruber. 4. Aufl. V. Dr. H. Reinlein. (42.)
— s. auch Abt. VI.

V. Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin.

Aberglaube, Der, in der Medizin u. s. Gefahr f. Gesundh. u. Leben. V. Prof. Dr. D. v. Hansemann. 2. Aufl. (Bd. 83.)
Abstammungs- und Vererbungslehre, Experimentelle. Von Prof. Dr. E. Lehmann. Mit 26 Abb. (Bd. 379.)
Abstammungslehre u. Darwinismus. V. Pr. Dr. R. Hesse. 5. A. M. 40 Abb. (Bd. 39.)
Abwehrkräfte des Körpers, Die. Eine Einführung in die Immunitätslehre. Von Prof. Dr. med. H. Kämmerer. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 479.)
Akustik, Einführung in die A. Von Prof. Dr. F. A. Schulze. (Bd. 622.)
Algebra siehe Arithmetik. (Bd. 601.)
Ameisen, Die. Von Dr. med. H. Brun.

Licht, Das, u. d. Farben. Einführung in die Optik. Von Prof. Dr. L. Graetz. 4. Aufl. Mit 100 Abb. (Bd. 17.)
Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus d. Gebiete d. Experimentalchemie. V. Geh. Reg.-Rat Dr. R. Blochmann. 4. Aufl. M. 115 Abb. (Bd. 5.)
Luftstickstoff, D., u. s. Verwertg. V. Prof. Dr. K. Kaiser. 2. A. M. 13 Abb. (313.)
Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)
Materie, Das Wesen d. M. V. Prof. Dr. G. Mie. I. Moleküle und Atome. 4. A. Mit 25 Abb. II. Weltäther und Materie. 4. Aufl. Mit Fig. (Bd. 58/59.)
Mathematik. Einführung in die Mathematik. Von Oberlehrer W. Mendelssohn. Mit 42 Fig. (Bd. 503.)
— **Math. Formelsammlung.** Ein Wiederholungsbuch der Elementarmathematik. Von Prof. Dr. S. Jakobi. (Bd. 567.)
— **Naturwissensch. u. M. i. klass. Altertum.** Von Prof. Dr. Joh. L. Heiberg. Mit 2 Fig. (Bd. 370.)
— **Praktische M.** Von Prof. Dr. R. Neuendorff. I. Graphische Darstellungen. Verkürztes Rechnen. Das Rechnen mit Tabellen. Mechanische Rechenhilfsmittel. Kaufmännisches Rechnen i. tägl. Leben. Wahrscheinlichkeitsrechnung. 2., verb. A. M. 29 Fig. i. T. u. 1 Taf. II. Geom. Zeichnen. Projektionsl. Flächenmessung. Körpervermessung. M. 133 Fig. (341, 526.)
— **Mathemat. Spiele.** V. Dr. W. Ahrens. 3. Aufl. M. Titelb. u. 77 Fig. (Bd. 170.)
— s. a. Arithmetik, Differentialrechnung, Geometrie, Infinitesimalrechnung, Integralrechnung, Perspektive, Planimetrie, Projektionslehre, Trigonometrie, Vektorrechnung, Wahrscheinlichkeitsrechnung.
Mechanik. Von Prof. Dr. Hamel. 3 Bde. I. Grundbegriffe der M. II. M. d. festen Körper. III. M. d. flüss. u. luftförm. Körper. (Bd. 684/686.)
— **Aufgaben aus d. techn. Mechanik für den Schul- u. Selbstunterricht.** V. Prof. R. Schmitt. I. Bewegungsl., Statik. 156 Aufg. u. Lös. II. Dynamik. 140 Aufg. u. Lös. m. zahlr. Fig. i. T. (558/559.)
— siehe auch Statik.
Meer. Das M., s. Erforsch. u. s. Leben. Von Prf. Dr. O. Janson. 3. A. M. 40 F. (Bd. 30.)
Mensch u. Erde. Skizzen v. d. Wechselbezieh. zwischen beiden. Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Kirchhoff. 4. Aufl. (Bd. 31.)
— **Die Rassen der Menschen.** Von Prof. Dr. E. Fischer. (Bd. 624.)
— s. Eiszeit, Entwicklungsgesch. Urzeit.
— **Natur u. Mensch** siehe Natur.
Menschl. Körper. Bau u. Tätigkeit d. menschl. K. Einführ. i. d. Physiol. d. M. V. Prof. Dr. H. Sachs. 4. Aufl. M. 34 Abb. (32.)
— s. auch Anatomie, Arbeitsleistungen, Auge, Blut, Fortpflanzg., Gebiß, Herz, Nervensystem, Physiol., Sinne, Verbild.

Mikroskop, Das. V. Prof. Dr. W. Scheffer. 2. Aufl. Mit 99 Abb. (Bd. 35.)
Moleküle s. Materie.
Mond, Der. Von Prof. Dr. J. Franz. 2. Aufl. Mit 34 Abb. (Bd. 90.)
Nahrungsmittel s. Ernährung u. N.
Natur u. Mensch. V. Direkt. Prof. Dr. M. G. Schmidt. Mit 19 Abb. (Bd. 458.)
Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen N. Einführung in die Physik. Von Hofrat Prof. Dr. F. Auerbach. 4. Aufl. Mit 71 Fig. (Bd. 40.)
Naturphilosophie, Die mod. V. Privatdoz. Dr. J. M. Verweyen. 2. A. (Bd. 491.)
Naturwissenschaft. Religion und N. in Kampf u. Frieden. Ein geschichtl. Rückblick. V. Pfarrer Dr. A. Pfannkuche. 2. Aufl. (Bd. 141.)
— **N. und Technik. Am sausenden Webstuhl d. Zeit.** Übersicht üb. d. Wirkungen d. Naturw. u. Technik a. d. ges. Kulturleben. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Afl. M. 3 Abb. (23.)
— **N. u. Math. i. klass. Altert.** V. Prof. Dr. J. L. Heiberg. 2 Fig. (Bd. 370.)
Nerven. Vom Nervensystem, sein. Bau u. sein. Bedeutung für Leib u. Seele im gesund. u. krank. Zustande. V. Prof. Dr. R. Zander. 3. Aufl. M. 27 Abb. (Bd. 48.)
— siehe auch Anatomie.
Optik. Die opt. Instrumente. Lupe, Mikroskop, Fernrohr, photogr. Objektiv u. ihnen verwandte Instr. V. Prof. Dr. M. v. Rohr. 3. Aufl. M. 89 Abb. (88.)
— s. a. Auge, Brille, Kinemat., Licht u. Farbe, Mikrosk., Spektroskopie, Strahlen.
Organismen. D. Welt d. O. In Entwickl. und Zusammenhang dargestellt. Von Oberstudienrat Prof. Dr. K. Lambert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)
— siehe auch Lebewesen.
Paläozoologie siehe Tiere der Vorwelt.
Perspektive, Die, Grundzüge d. P. nebst Anwendg. V. Prof. Dr. K. Doehlemann. Mit 91 Fig. u. 11 Abb. (Bd. 510.)
Pflanzen. Die fleischfress. Pfl. V. Prof. Dr. A. Wagner. Mit 82 Abb. (Bd. 344.)
— **Uns. Blumen u. Pfl. i. Garten.** V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 69 Abb. (Bd. 360.)
— **Uns. Blumen u. Pfl. i. Zimmer.** V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 65 Abb. (Bd. 359.)
— s. auch Botanik, Garten, Lebewesen, Pilze, Schädlinge.
Pflanzenphysiologie. V. Prof. Dr. H. Molisch. Mit 63 Fig. (Bd. 569.)
Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. 2. Aufl. Mit 23 Abb. i. Text u. a. 1 Taf. (Bd. 227.)
Photographie s. Abt. VI.
Physik. Werdegang d. mod. Ph. V. Oberl. Dr. H. Keller. 2. Afl. M. Fig. (343.)
— **Experimentalphysik, Gleichgewicht u. Bewegung.** Von Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. R. Börnstein. M. 90 Abb. (371.)

Urzeit. Der Mensch d. U. Vier Vorlesung. aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 47 Abb. (Bd. 62.)
Vektorrechnung, Einführung in die V. V. Prof. Dr. F. Jung. (Bd. 668.)
Verbildungen, Körperliche, im Kindesalter u. ihre Verhütung. Von Dr. M. David. Mit 26 Abb. (Bd. 321.)
Vererbung. Exp. Abstammgs.- u. V.-Lehre. Von Prof. Dr. E. Lehmann. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 379.)
— **Geistige Veranlagung u. V.** V. Dr. phil. et med. G. Sommer. 2. Aufl. (512.)
Vogelleben, Deutsches. Zugleich als Exkursionsbuch für Vogelfreunde. V. Prof. Dr. A. Voigt. 2. Aufl. (Bd. 221.)
Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)
Wahrscheinlichkeitsrechnung. Einführ. in die. Von Prof. Dr. R. Suppantschitsch. (Bd. 580.)
Wald, Der dtsche. V. Prof. Dr. H. Hausrath. 2. Afl. M. Bilderanh. u. 2. Karten. — siehe auch Holz Abt. VI. (Bd. 153.)
Wärme. Die Lehre v. d. W. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. Börnstein. Mit Abb. 2. Aufl. v. Prof. Dr. A. Wigand. (172.)
— **s. a. Luft, Wärmekraftmasch.. Wärmelehre, techn. Thermodynamik Abt. VI.**
Wasser, Das. Von Geh. Reg.-Rat Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Weidwerk, D. dtsche. V. Forstmstr. G. Frhr. v. Nordenflycht. M. Titelb. (Bd. 436.)
Weltall. Der Bau des W. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 4. A. M. 26 Fig. (Bd. 24.)
Weltäther s. Materie.
Weltbild. Das astronomische W. im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. 2. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 110.)
— siehe auch Astronomie.
Weltentstehung. Entstehung d. W. u. d. Erde nach Sage u. Wissensch. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. 3. Aufl. (Bd. 223.)
Weltuntergang. Untergang der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. V. Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)
Wetter. Unser W. Einführ. i. d. Klimatol. Deutschl. V. Dr. R. Hennig. 2. Aufl. Mit 14 Abb. (Bd. 349.)
— **Einführung in die Wetterkunde.** Von Prof. Dr. L. Weber. 3. Aufl. Mit 28 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 55.)
Wirbeltiere. Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der W. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)
Zahnheilkunde siehe Gebiß.
Zellen- und Gewebelehre siehe Anatomie des Menschen, Biologie.
Zoologie s. Abstammungsl., Aquarium, Bienen, Biologie, Schädlinge, Tiere, Urtiere, Vogelleben, Vogelzug, Weidwerk, Wirbeltiere.

VI. Recht, Wirtschaft und Technik.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)
Angestellte siehe Kaufmännische A.
Antike Wirtschaftsgeschichte. V. Priv.-Doz. Dr. O. Neurath. 2., umgearb. A. (258.)
— siehe auch Antikes Leben Abt. IV.
Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. V. Geh. Hofrat Prof. Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. 2. Aufl. (78.)
Arbeitsleistungen des Menschen, Die. Einführ. in d. Arbeitsphysiologie. V. Prof. Dr. H. Boruttau. M. 14 Fig. (Bd. 539.)
— **Berufswahl, Begabung u. A. in ihren gegenseitigen Beziehungen.** Von W. J. Ruttmann. Mit 7 Abb. (Bd. 522.)
Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 363.)
Arzt, Der. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenw. Von Dr. med. M. Fürst. 2. Aufl. (Bd. 265.)
Automobil, Das. Eine Einf. in d. Bau d. heut. Personen-Kraftwagens. V. Ob.-Ing. K. Blau. 3., überarb. Aufl. M. 98 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 166.)
Baukunde s. Eisenbetonbau.
Baukunst siehe Abt. III.
Beleuchtungswesen, Das moderne. Von Ing. Dr. H. Lux. M. 54 Abb. (Bd. 433.)
Bergbau. Von Bergassessor F. W. Wedding. (Bd. 467.)
Bewegungslehre s. Mechan., Aufg. a. d. M.
Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)
Bilanz s. Buchhaltung u. B.
Blumen. Uns. Bl. u. Pfl. i. Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. M. 69 Abb. (360.)
— **Uns. Bl. u. Pfl. i. Zimmer.** V. Prof. Dr. U. Dammer. M. 65 Abb. (Bd. 359.)
— siehe auch Garten.
Brauerei s. Bierbrauerei.
Buch. Wie ein B. entsteht. V. Prof. A. W. Unger. 4. Aufl. M. 7 Taf. u. 26 Abb. im Text. (Bd. 175.)
— s. a. Schrift- u. Buchwesen Abt. IV.
Buchhaltung u. Bilanz, Kaufm., und ihre Beziehungen z. buchhalter. Organisation, Kontrolle u. Statistik. V. Dr. P. Gerstner. 2. Afl. M. 4 schemat. Darst. (507.)
Chemie in Küche und Haus. Von Dr. J. Klein. 4. Aufl. (Bd. 76.)
— s. auch Agrikulturchemie, Elektrochemie, Farben, Sprengstoffe, Technik; ferner Chemie Abt. V.
Dampfkessel siehe Feuerungsanlagen.
Dampfmaschine, Die. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 2 Bde. I: Wirkungsweise des Dampfes im Kessel und in der Maschine. 4. Aufl. M. 37 Abb. (Bd. 393.) II: Ihre Gestaltung und Verwendung. 2. Aufl. Mit 105 Abb. (Bd. 394.)

Kraftübertragung, Die elekt. V. Ing. P. Köhn. 2. Afl. M. Abb. (Bd. 424.)
Krieg. Kulturgeschichte d. K. V. Prof. Dr. K. Weule, Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe, Prof. Dr. B. Schmeidler, Prof. Dr. A. Doren, Prof. D. P. Herre. (Bd. 561.)
Kriegsbeschädigtenfürsorge. In Verbindung mit Med.-Rat, Oberstabsarzt u. Chefarzt Dr. Rebentisch, Gewerbeschuldir. H. Back, Direktor des Städt. Arbeitsamts Dr. P. Schlotter hersg. v. Prof. Dr. S. Kraus, Leit. d. Städt. Fürsorgeamts für Kriegshinterblieb. in Frankfurt a. M. M. 2 Abbildgst. (523.)
Kriegsschiffe, Unsere. Ihre Entstehg. u. Verwendg. V. Geh. Marinebaur. a. D. E. Krieger. 2. Afl. v. Marinebaur. Fr. Schürer. Mit 62 Abb. (389.)
Kriminalistik, Moderne. Von Amtsrichter Dr. A. Hellwig. M. 18 Abb. (Bd. 476.)
— s. a. Verbrechen, Verbrecher.
Küche siehe Chemie in Küche und Haus.
Landwirtschaft, Die deutsche. V. Dr. W. Claaßen. 2. Aufl. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 215.)
— s. auch Agrikulturchemie, Kleintierzucht, Luftstickstoff, Tierzüchtung; Haustiere, Tierkunde Abt. V.
Landwirtschaftl. Maschinenkunde. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. G. Fischer. 2. Afl. Mit 64 Abbildungen. (Bd. 316.)
Luftfahrt, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. R. Nimführ. 3. Aufl. v. Dr. Fr. Huth. M. 60 Abb. (Bd. 300.)
Luftstickstoff, Der, u. s. Verw. V. Prof. Dr. K. Kaiser. 2. A. M. 13 Abb. (313.)
Lüftung. Heizung und L. Von Ingenieur J. E. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)
Marx, Karl. Versuch e. Einführung. V. Prof. Dr. R. Wilbrandt. 2. A. (621.)
— s. auch Sozialismus.
Maschinen s. Dampfmaschine, Hebezeuge. Landwirtsch. Maschinenkunde, Wärmekraftmasch., Wasserkraftmasch.
Maschinenelemente. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 3. A. M. 175 Abb. (Bd. 301.)
Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)
Mechanik. V. Prof. Dr. G. Hamel. 3 Bde. I. Grundbegriffe d. M. II. M. der festen Körper. III. M. d. flüss. u. luftförm. Körper. (Bd. 684/686.)
— **Aufgaben aus der technischen M.** f. d. Schul- u. Selbstunterr. V. Prof. R. Schmitt. M. zahlr. Fig. I. Bewegungsl., Statik. 156 Aufg. u. Lösungen. II. Dynam. 140 A. u. Lös. (Bd. 558/559.)
Messen siehe Maße und Messen.
Miete, Die, nach d. BGB. Ein Handbüchlein f. Juristen, Mieter u. Vermieter. V. Justizrat Dr. M. Strauß. (194.)
Mikroskop, Das. V. Prof. Dr. W. Scheffer. 2. Aufl. M. 99 Abb. (Bd. 35.)
Milch, Die, und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. Mit 16 Abb. (Bd. 362.)
Mittelstandsbewegung, Die moderne. Von Dr. L. Müffelmann. (Bd. 417.)
— siehe Konsumgenoss., Wirtschaftl. Org.
Nahrungsmittel s. Abt. V.
Naturwissensch. u. Technik. Am sauf. Webstuhl d. Zeit. Übers. üb. d. Wirkgen. d. Entw. d. N. u. T. a. d. ges. Kulturleb. V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl. Mit 3 Abb. (Bd. 23.)
Nautik. V. Dir. Dr. J. Möller. 2. Aufl. Mit vielen Abb. (Bd. 255.)
Optischen Instrumente, Die. Lupe, Mikroskop, Fernrohr, photogr. Objektiv u. ihnen verw. Instr. Von Prof. Dr. M. v. Rohr. 3. Aufl. M. 89 Abb. (Bd. 88.)
Organisationen, Die wirtschaftlichen. Von Prof. Dr. E. Lederer. (Bd. 428.)
Ostmark, Die. Eine Einführ. i. d. Probleme ihrer Wirtschaftsgesch. Hrsg. von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)
Patente u. Patentrecht s. Gewerbl. Rechtsſch.
Perpetuum mobile, Das. V. Dr. Fr. Ichak. Mit 38 Abb. (Bd. 462.)
Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. 2. Aufl. Mit 23 Abb. i. Text u. auf 1 Tafel. (Bd. 227.)
Photographie, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen u. i. Anwendung. V. Dr. O. Prelinger. 2. Aufl. Mit Abb. (414.)
— **Die künstlerische Ph.** Ihre Entwicklung, ihre Probleme, ihre Bedeutung. Von Dr. W. Warstat. 2., verb. Aufl. Mit Bilderanh. (Bd. 410.)
— **Angewandte Liebhaber-Photographie,** ihre Technik und ihr Arbeitsfeld. Von Dr. W. Warstat. Mit Abb. (Bd. 535.)
Physik in Küche und Haus. Von Prof. Dr. H. Speitkamp. M. 51 Abb. (Bd. 478.)
— siehe auch Physik in Abt. V.
Postwesen, Das. Von Oberpostrat O. Sieblist. 2. Aufl. (Bd. 182.)
Rechenmaschinen, Die, und das Maschinenrechnen. Von Reg.-Rat Dipl.-Ing. K. Lenz. Mit 43 Abb. (Bd. 490.)
Recht siehe Erbrecht. Gewerbl. Rechtsschutz. Kaufm. Angest., Kriminalistik, Urheberrecht, Verbrechen, Verfassungsrecht, Zivilprozeßrecht.
— **Rechtsfragen des täglichen Lebens in Familie und Haushalt.** Von Justizrat Dr. M. Strauß. (Bd. 219.)
Rechtsprobleme, Moderne. V. Geh. Justizr. Prof. Dr. J. Kohler. 2. Aufl. (Bd. 128.)
Salzlagerstätten, Die deutschen. Ihr Vorkommen, ihre Entstehung und die Verwertung ihrer Produkte in Industrie und Landwirtschaft. Von Dr. C. Riemann. Mit 27 Abb. (Bd. 407.)
— siehe auch Geologie Abt. V.
Schiffbau siehe Kriegsschiffe.
Schmuckst., Die, u. d. Schmucksteinindustr. V. Dr. A. Eppler. M. 64 Abb. (Bd. 376.)

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Druck von B. G. Teubner in Dresden




89097205348
b89097205348a

